

KMA II

erscheint kostenlos
viermal jährlich

Ausgabe 12 – Dezember 2024 – Stadtteilmagazin Karl-Marx-Allee – II. Bauabschnitt



Winterfreuden im Wohngebiet KMA II, Weydemeyerstraße © Kurt Schwarzer / AKG Images

65 Jahre: KMA II. Bauabschnitt

Unter diesem Motto luden wir im April unsere Leserschaft ins INTERNATIONAL (KMA II, Heft 10). Es war der Auftakt für viele weitere Gespräche in den Folgemonaten. Manche können wir nur in Auszügen wiedergeben oder müssen sie auf spätere Ausgaben des Magazins verschieben. Das Faszinierende: aus jedem Gespräch nahmen wir Hinweise und Fotos mit, die das Kaleidoskop zum Wohnkomplex mit weiteren, farbigen Steinchen füllten. In den Archiven und Bibliotheken fanden wir zudem Dokumente, die erstaunen, betroffen machen oder Heiterkeit hervorriefen. Und wie beim Lieblingsspielzeug aus Kindertagen veränderte sich jedes Mal der Blick auf das Gebiet zwischen Alex und Strausberger Platz. So erging es auch Kristina Laduch, Leiterin des Stadtentwicklungsamtes, die sich seit Jahren vehement für den Erhalt dieses besonderen Gebietes einsetzt, obwohl sie früher wenig »von der Platte hielt«. Dass diese ruhige und grüne Insel in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten blieb, ist Menschen wie ihr zu verdanken und erstaunt angesichts des massiven Rückbaus von ikonischer DDR-Architektur umso mehr.

Wenn Sie durch dieses dicke Heft blättern, sind es vor allem die privaten Fotos und die Aufnahmen aus dem Fotonachlass von Heinz Krüger sowie die Kunst im Stadtraum, die die Erzählungen unserer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vervollständigen. Von der Jüdin Käthe Joachimsthal existiert kein Foto, aber es gibt den eindringlichen Brief ihrer Großnichte an die Nachbarschaft – verbunden mit der Bitte, auch diesen Teil der Geschichte des Gebietes nicht zu vergessen.

Ein anderer Teil der Historie ist das umfangreiche künstlerische Werk, was diesen Stadtteil prägte und Teil des Gesamtkonzepts aus Freiraum und gebauter Architektur war. Wer durch den Kiez schlendert, kann das durchdachte Farbkonzept, die moderne Typografie auf den Pavillons und einzelner Wohnscheiben, die bewusst konzipierten Sichtachsen und die immer noch modern wirkenden Wandgestaltungen aus Fliesen, Formsteinen und Keramik bewundern. Manche Werke sind unwiederbringlich verloren, aber einige, wie die von Eva



Repro: Thomas Kläber

Schulz, Margit Schötschel-Gabriel, Hans- oder Walter Womacka bleiben beredte Zeugnisse dieser Zeit. Ob Günther Brendels Werk »Aufbau des Berliner Stadtzentrums« (oben) Teil der oft gescholtenen Auftragskunst war, wissen wir nicht. Aber das Gemälde, das im DDR-Kunstarchiv der Burg Beeskow aufbewahrt wird, zeigt einen Aufbruchswillen, aus dem sich Kraft schöpfen lässt. Neues anfangen und in die Zukunft denken – das wäre doch ein gutes Motto für die kommenden 65 Jahre des Wohngebietes KMA II, oder?

Und es geht ja weiter voran: Dank verschiedener Fördertöpfe wird das INTERNATIONAL saniert, der Rohbau des RuT-Wohnprojekts ist fertig, das neue Schulhaus an der Berolinastraße ebenso. Und die Bäume auf den in diesem Jahr eröffneten Spielplätzen sind gut angewachsen. Ein Häppchen Optimismus tut in diesen pessimistischen Zeiten sowieso gut.

Vielleicht kommt sogar der Winter zurück: Dann könnten Sie die alten Schlittschuhe aus dem Keller holen und sich wie Anja Malcharowitz, Claudia Bornowski, Dörte Jessen oder Frank Nerger an durchfrorene, glückliche Nachmittage auf der Eisbahn erinnern. In diesem Sinne wünschen wir eine schöne Weihnachtszeit: Lesen Sie, schreiben Sie und kramen Sie gern in Ihren Archiven. Wir kommen wieder.

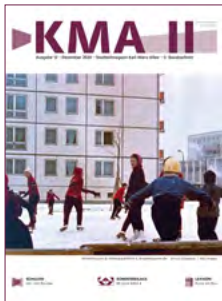
Das Redaktionsteam

Prof. Günther Brendel: Aufbau des Berliner Stadtzentrums, 1962, Mischtechnik auf Hartfaser, 70x90 cm, Museum Utopie und Alltag / Kunstarchiv Beeskow

Führungen durchs Archiv auf Anfrage

» Von 1980 bis 2000 wohnen wir in der Karl-Marx-Allee gegenüber dem INTERNATIONAL. In unserem Haus gab es Mieter unterschiedlichster sozialer Herkunft: Sekretärin, Ärzte, Eisenbahner, Botschafter, Rentner, Sänger, Staatsanwälte, Apotheker ... – es war eine gute Hausgemeinschaft. So vielfältig war auch das kulturelle und gastronomische Angebot ringsherum. Wir haben dort sehr gern gelebt.

Regina Beyer & Volkmar Kleinert, Schauspieler



Aus dem Inhalt

Seiten 3–4
Unter Nachbarn:
Treff bei Pauline
Spielplatz Neue
Blumenstraße

Seite 5
Um- und Neubau
Schulen

Seiten 6–22
Sonderbeilage
65 Jahre KMA II
Interviews
Reportagen
Lexikon

Seite 23
Veranstaltungen
und Kontakte

Seite 24
Reportage





Plaudern bei Pauline

Über die Kreuzung Moll-/Otto-Braun-Straße rauscht der laute Verkehr. Aber gleich hinter dem Hochhaus wird es ruhiger. Hier finden Nachbar*innen einen Ort, wo sie willkommen sind. Das Stadtteilzentrum Friedrichshain »Pauline«, zu dem auch die Standorte »Frieder« und »Kleiner Frieder« gehören, ist offen für alle, ob sie nun gleich gegenüber wohnen oder weiter weg.

»Ich freue mich auf jeden Mittwoch« – so die spontane Antwort von Heike Genzmer auf die Frage, was sie ins »Senior*innen-Café« des Stadtteilzentrum treibt. »Wir sind hier vom ersten Tag an«, kommt es aus der Runde, »beim Kaffeeklatsch gibt es immer was zu erzählen.« Sie treffen sich nicht nur, um den selbst gebackenen Kuchen zu probieren, es wird auch einiges gemeinsam unternommen. Beispielsweise geht es jedes Jahr zur Apfelernte auf eine Streuobstwiese, nur dieses Jahr nicht: zu wenig Äpfel. Dafür waren sie in Klairow und schwärmen immer noch von der Kürbissuppe und dem Picknick, zu dem jeder etwas beigesteuert hat. Auch beim Spieleabend am Montag sind einige aus der Runde dabei. Sehr beliebt sind die Ausflüge mit dem Kleinbus. Einmal im Monat werden Vorträge zu verschiedenen Themen angeboten, von der Verbraucherzentrale, der Polizei oder Historikern, die über die Karl-Marx-Allee forschen. Kürzlich erst waren sie beim Arbeitsinsatz im »Kleinen Frieder«, dem mobilen Holzhauschen an der Koppen-/Palisadenstraße, und haben Hochbeete bepflanzt.

Das »Senior*innen-Café« jeden Mittwoch von 14 bis 16 Uhr ist nur eines der Angebote im Stadtteilzentrum »Pauline« an der Pauline-Staegemann-Straße 6. Da gibt es den schon erwähnten Spieletreff, Sportkurse, einen Lesekreis, eine Schreibwerkstatt, Qi Gong, Sprachkurse, eine Smartphone-Sprechstunde, ein Kiez-Café, eine Fahrradwerkstatt ... es lohnt sich, vorbeizuschauen. Wenn derzeit die Sportkurse voll belegt sind, kann man immer mal wieder nachfragen, betont Mitarbeiterin Mai Micklisch. »Wir versuchen dann, noch etwas zu organisieren. Wir schauen: Was wollen unsere Gäste und findet sich jemand, der das begleiten möchte? Gerade, was die Kurse betrifft, arbeiten wir fast nur mit



Gemütliche Plauderrunde im »Senior*innen-Café« in der »Pauline«.

Ehrenamtlichen oder Übungsleiter*innen. Gerne würden wir mehr anbieten, haben aber keine räumlichen Kapazitäten mehr.« Sie hofft wie alle anderen, dass der barrierefreie Aus- und Umbau des Stadtteilzentrums »Frieder« an der Friedenstraße 32 zügig vorangeht. Eigentlich wollten sie schon im Frühjahr einziehen, nun dauert es wohl noch bis Ende des kommenden Jahres.

Das ist schade, denn Stadtteilzentren sind soziale Orte, die Menschen aller Altersgruppen Raum für Begegnung und Engagement bieten. Diese Orte will die Bundesregierung mit ihrer 2023 verabschiedeten Strategie gegen Einsamkeit stärken. Auch die Berliner Stadtteilzentren und Nachbarschaftshäuser sind Treffpunkte für alle Ge-

nerationen und fördern die aktive Teilhabe. Mit dem Infrastrukturförderprogramm Stadtteilzentren unterstützt Berlin auch dieses Stadtteilzentrum. Für den Um- und Ausbau des »Frieder« stehen insgesamt 6,41 Mio. Euro zur Verfügung, davon 6,26 Mio. aus dem Programm »Nachhaltige Erneuerung«. Träger des Stadtteilzentrums Friedrichshain ist die Volkssolidarität Berlin e. V., gefördert von SENASGIVA und dem Bezirk. Was mit dem Geld bisher gemacht wurde, kann man sich am 10. Mai 2025, dem »Tag der Städtebauförderung«, bei einer Baustellenbegehung ansehen.

Bis dahin werden einige Angebote zum »Kleinen Frieder« ausgelagert, wie die halbjährlichen Tauschmärkte oder die Kieztreffs zweimal die Woche. In der Vorweihnachtszeit wird es wieder den Lebendigen Adventskalender geben, jeden Tag ist in einer anderen Einrichtung im Kiez eine Veranstaltung. Auch der Weihnachtszauber am »Kleinen Frieder« steht wieder auf dem Programm, ebenso wie eine »Weihnachtsfeier für Senior*innen«, ein gemeinsames Weihnachtsessen am 17. Dezember um 18 Uhr und ein Brunch am 27. Dezember ab 10.30 Uhr. Angebote gibt es von Montag bis Sonntag, von 9 bis 22 Uhr. Der Zugang ist barrierefrei, die Fahrstühle sind auch für Rollstühle geeignet. *Regina Friedrich*

Weitere Informationen und das Programm finden sich unter www.volkssolidaritaet-berlin.de/einrichtungen/stadtteilzentrum-friedrichshain.



Erholung für alle Generationen



Landschaftsarchitektin Claudia Zimmermann will den Baumbestand erhalten und erläuterte am 6. November ihre Idee, Wald-Elemente auf den Spielplatz Neue Blumenstraße 24 zu integrieren. Nachbarn ergänzten diesen Vorschlag und votierten für ausreichende Ruhezeiten.

Brauchen wir im Wohngebiet noch einen Spielplatz? Diese Frage stellen Nachbarn im Rahmen der Beteiligung für die Neue Blumenstraße. Dort sollen der Spielplatz, die angrenzende Grünfläche und der benachbarte Bolzplatz Singerstraße 109 saniert und an heutige Bedürfnisse angepasst werden. Quantitativ ist das Gebiet KMA II gut versorgt mit Spielflächen. Für Berlin gilt der gesetzliche Sollwert von einem 1m² öffentliche Spielplatzfläche pro Kopf. Die Erwachsenen werden nicht herausgerechnet, denn auch sie brauchen grüne Orte zur Erholung. In Berlin fehlen 41 Prozent der Spielplatzfläche und der Bezirk Mitte liegt 45 Prozent unter dem Sollwert.

Im Fördergebiet KMA II scheint alles bestens. Hier stehen sogar pro Kopf 1,25 m² zur Verfügung, wahrscheinlich Resultat der DDR-Bauvorschrift¹, die sogar 1,2 m² verlangte. Doch dieser Wert könnte sinken, wenn die Einwohnerzahl weiter wächst. Sie ist im Planungsraum² in den letzten 10 Jahren um 16 Prozent gestiegen. Besonders stark betrifft das die Altersgruppe der unter 18-Jährigen. Sie wuchs um 54 Prozent (2014: 942; 2024: 1448). Gleichzeitig sank die Zahl der Menschen ab 65 Jahren um 19 Prozent. Die Flächen reichen im Moment, aber qualitativ besteht Handlungsbedarf.

Hintergrund ist das Kinderspielplatzgesetz, welches in den Ausführungsvorschriften u. a. Kleinkindspielplätze und pädagogisch betreute vorschreibt. Zudem sollen Bezirke Aktiv- und Mehrgenerationen-Plätze schaffen und sie möglichst miteinander verbinden. Das wird hier im Grünzug Neue Blumenstraße angestrebt.

Auf die Einhaltung der heutigen Kriterien – Klimawandel, Barrierefreiheit, Bewegungsförderung und Generationen-Gerechtigkeit – achtet die Spielplatzkommission und fordert deshalb im Gebiet KMA II tätig zu werden, vor allem, weil die Hälfte der Plätze nicht dem Soll entspricht. Zwar hat man trotz knapper Kassen über das Förderprogramm »Lebendige Zentren und Quartiere« bereits fünf öffentliche Spielplätze fit für Zukunft gemacht – drei davon allein in diesem Jahr. Aber für die Kleinsten sind im Areal zwischen Holzmarkt- und Neuer Blumenstraße unterversorgt.

Deshalb läuft seit Juli ein dreistufiges Beteiligungsverfahren: zunächst mit Kindern und Eltern vor Ort, danach im Internet und zum Abschluss mit Anwohnenden. Die waren am 6. November ins Max-Planck-Gymnasium gekommen, wo Sabine Franz-Winkler vom Kinder- und Jugendbüro Mitte die Ergebnisse der Kinderbeteiligung auswertete. Die darauf basierenden Vorentwürfe stellten dann Ada Partsch vom Büro KoSP und Landschaftsarchitektin Claudia Zimmermann vor. Sie orientierte sich an

den Vorgaben der Erhaltungsverordnung und griff das Thema »Waldtiere« auf, einem Wunsch aus der Kinder- und Jugendbeteiligung. Claudia Zimmermann, die schon den Spielplatz in der Berolinastraße gestaltete, will Skulpturen von Waldtieren aufstellen, Wege mit Tierfährten markieren, Hochstände anordnen und viel Holz verwenden.

Die anfangs skeptischen Nachbarn konnten der Grundidee folgen und deshalb füllte sich nach und nach die Pinnwand mit weiteren Ideen, zum Beispiel zur Anordnung der Sitzbänke oder zur besseren Aufteilung in Ruhe- und Bewegungszonen. So ließe sich der Lärm vom Spielplatz reduzieren. Generell ist dieser »immissionsschutzrechtlich privilegiert«. Wichtig war den Anwohnenden auch der Ausgleich für die fehlenden Pappeln am benachbarten Bolzplatz Singerstraße. Zur »Baumbilanz« plant die Redaktion 2025 einen gesonderten Beitrag.

Am Ende der Veranstaltung verteilten die Teilnehmenden Klebpunkte für die bevorzugten Elemente. So kristallisierte sich ein Vorentwurf heraus, an dem weiter gearbeitet wird. Das Bezirksamt wird die Hinweise abwägen und mit Fachämtern abstimmen. Auf dieser Grundlage finalisiert das Architekturbüro den Entwurf, über den wir selbstverständlich berichten. *Bianka Gericke*

Die Entwürfe sind abrufbar unter: www.kma-mitte.de/projekte/gruenflaeche-und-spielplatz-neue-blumenstrasse

¹ TGL 34303/01, gültig ab 1.1.1979

² Der Planungsraum Karl-Marx-Allee entspricht in etwa dem Fördergebiet KMA II.



Mehr Platz zum Lernen



Der Modulare Ergänzungsbau an der Berolinastraße fügt sich harmonisch in das Gebiet ein. Bei der Besichtigung kurz vor dem Einzug der Schülerinnen und Schüler ist schon alles vorbereitet. Hier ein Blick in die freundlich wirkenden Therapieräume und Klassenzimmer.



Im Gebiet KMA II werden in diesem Winter gleich zwei Schulhäuser übergeben. Nach wie vor ist der Bedarf an Schulplätzen in Berlin groß. Während am Schulcampus Singerstraße zunächst ein temporärer Bau entsteht, der zumindest kurzfristig für Abhilfe sorgt, stärkt der Modulare Ergänzungsbau (MEB) an der Berolinastraße langfristig den dortigen Schulstandort. Bevor am 2. Dezember die älteren Klassen einzogen, durfte die Redaktion das neue Haus B der Charlotte-Pfeffer-Schule besichtigen.

Ausgerichtet am speziellen Bedarf

Die Bildungseinrichtung mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung betreut Kinder und Jugendliche, die mehr Unterstützung brauchen. Deshalb ist dieser MEB kein üblicher, sondern einer, der auf die spezifischen Anforderungen der Kinder zugeschnitten ist und bei dem das Thema Barrierefreiheit ganz oben steht.

Wer zu Fuß oder mit dem Rollstuhl in das dreigeschossige Gebäude kommt, fühlt sich gleich willkommen. Jede Etage hat eine andere Farbgebung – von gelb, über hell- bis dunkelblau. Hell wirkt es im Schulhaus auch, weil die bodentiefen Fenster an den Stirnseiten der Flure viel Tageslicht reinlassen. Ebenerdig befinden sich die Mensa mit der Essensausgabe und einer von vier Therapie-Räumen. Auch die Pflege-Räume sind so angelegt, dass die Arbeit für das Betreuungspersonal wesentlich leichter wird.

Das Schulhaus ist modern und verfügt über viele technische Feinheiten. Es gibt zwei Fahrstühle, in den zwölf Klassenräumen digitale

Tafeln mit Touchdisplays, überall dreifach verglaste, UV-Licht-absorbierende Fenster, überbreite Türen und acht Teilungsräume mit Küchenzeilen. Dort können die Schülerinnen und Schüler kleine Pausenmahlzeiten einnehmen. Ein Teil der Jugendlichen lernt hier, selbst Speisen vorzubereiten. Und das Faszinierende? Der Ausblick auf den Fernsehturm, ins Grüne oder auf den bunten, inklusiven Spielplatz Mollstraße 15.

148 neue Schulplätze an der Singerstraße

Genauso wie an der Berolinastraße verändert sich am Schulcampus Singerstraße so einiges: Nach dem Aufstellen von Stadtmöbeln und den begrünten Pflanzkübeln (KMA II, Heft 11) sowie der Einrichtung grüner Gullys sorgt jetzt eine neue Baustelle an der Kreuzung zur Ifflandstraße für Neugier.

Was passiert dort? Die KMA-II-Redaktion hat beim Schul- und Sportamt des Bezirks Mitte nachgefragt und folgende Antwort erhalten: »Der temporäre Schulneubau für die GutsMuths-Grundschule nimmt Gestalt an. Hier entstehen 148 zusätzliche Plätze für Schülerinnen und Schüler. Das Gebäude wird aus einem Erdgeschoss und zwei Obergeschossen bestehen und mit 48 Modulen (Container) gebaut – 16 pro Etage. Jede Ebene erhält einen Sanitärbereich. Ein Weg verbindet künftig das Hauptgebäude mit dem Neubau.«

Dipl.-Ing. Fernando Montojo Berger übernimmt als Architekt die Leitung des Projekts. Während der Unterricht im Hauptgebäude weiterläuft, kommen die Arbeiten gut voran. Nach den Winterferien soll hier der Unterricht starten.

Thomas Drechsler und Bianka Gericke



An der Ecke Singer-/Ifflandstraße entsteht derzeit ein temporärer Schulstandort. Die Container wurden Ende November aufgestellt.

Das Fördergebiet KMA II

Zwischen 1959 und [im Wesentlichen] 1964 wurde der II. Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee zwischen Strausberger und Alexanderplatz errichtet, gemäß den Planungsidealen der sozialistischen Moderne. Statt von Blockbebauung und traditionellem Handwerk, ist die KMA II durch frei im Raum stehende Einzelgebäude und industrialisiert hergestellte Materialien gekennzeichnet. Die Fassaden haben eine reduziertere Formsprache. Klare Linien und geometrische Formen prägen das Erscheinungsbild. Gebäude und die umliegenden Straßen und Wege wurden orthogonal angeordnet. Eine wesentliche Rolle spielt die räumliche Tren-

nung der gesellschaftlichen Gebäude (wie etwa von Geschäften und sozialer Infrastruktur) und dem Wohnen. Ganz im Sinne der Funktionstrennung wird die Wohnarchitektur durch Sonderbauten ergänzt, die keine Wohnfunktion innehaben, sondern allein für gesellschaftliche Zwecke vorgesehen sind.

Die markantesten Sonderbauwerke sind das ehemalige Restaurant CAFE MOSKAU mit einem baulich angeschlossenen Pavillon (»Babette«), das Kino INTERNATIONAL und das ehemalige »HOTEL BEROLINA«. Zu den Sonderbauten zählen außerdem drei zweigeschossige Verkaufspavillons an

der Karl-Marx-Allee nach Entwürfen von Josef Kaiser, Walter Franek und Horst Bauer. Ursprünglich sah die Planung im gesamten II. Bauabschnitt neun Pavillons entlang der Karl-Marx-Allee vor, jedoch wurden davon nur fünf errichtet. Die Pavillons an der Karl-Marx-Allee sind architektonisch durch Transparenz, Keramikfassaden, klare geometrische Formen und einheitlich gestaltete Werbeschriften geprägt. Ein weiteres, sehr ausdrucksstarkes Ensemble bildet das Haus des Lehrers mit seiner markanten Bauchbinde zusammen mit der benachbarten Kongresshalle am Alexanderplatz.

Aus: Präambel des ISEK, BA Mitte/ KoSP

Wichtige Meilensteine



1958
Magistratsbeschluss zum Ausbau der Stalinallee zwischen Strausberger und Alexanderplatz



1959
Grundsteinlegung für den II. Bauabschnitt



1963
Eröffnung Kino INTERNATIONAL



1964
Eröffnung HOTEL BEROLINA

1969
Der Fernsehturm als Landmarke wird eingeweiht

1973
10 Tage Weltfestspiele, Bau des Ostberliner Stadtzentrums abgeschlossen

1976
Mit der Holzmarkt-/Lichtenberger Straße ist das Wohngebiet fertig gestellt

1990
Aufnahme in die Denkmalliste: INTERNATIONAL, HOTEL BEROLINA, CAFE MOSKAU sowie Ladenpavillons

1995
Schließung HOTEL BEROLINA (1998: Fertigstellung neues Rathaus)



2000
Erhaltungsverordnung tritt in Kraft

2017
Integriertes städtebauliches Entwicklungskonzept (ISEK) wird beschlossen



2017–2019
Werkstatt-Verfahren für Neue Pavillons



- Abgrenzung des Fördergebiets
Karl-Marx-Allee, II. Bauabschnitt
- Bauzeit: vor 1959
- Bauzeit: 1959-1968
- Bauzeit: 1968-1976
- Bauzeit: 1976-1990
- gebaut nach 1990
- derzeit im Bau / in Sanierung
- in Planung



2022
Fertigstellung
WBM-Wohnungsprojekt
Ifflandstraße

2024
Abschluss denkmal-
gerechte Sanierung
Plansch Singerstr.



2024
Beginn der
Sanierung am
INTERNATIONAL

»Mein Blick auf das Gebiet hat sich verändert«

Interview mit Kristina Laduch, Leiterin des Stadtentwicklungsamtes von Berlin-Mitte

Auf Ihre Initiative hin wurde im Jahr 2000 eine Erhaltungsverordnung für das Wohngebiet erlassen. Wie kam es dazu?

Kristina Laduch: Lassen Sie mich an die Zeit von 1987–89, in der ich Stadtbezirksarchitektin vom Stadtbezirk Mitte war, zurückdenken. Auch schon vor der Wende war ich für dieses Gebiet planerisch zuständig. Der Schwerpunkt lag damals zunächst auf der Kernstadt des Altbezirks Mitte, der Friedrich- und Dorotheenstadt. Erst als der Senat 1999 auf Initiative von Senatsbaudirektor Hans Stimmann das »Planwerk Innenstadt« beschloss, wurde die Gesamtentwicklung der geteilten Stadt planerisch betrachtet. Im Ost- und Westteil sollte der historische Stadtgrundriss zum Maßstab der weiteren baulichen Entwicklung werden. Bei allen Planungsaktivitäten des Bezirkes musste das Planwerk berücksichtigt werden. Alle geplanten Baumaßnahmen standen nochmals auf dem Prüfstand. Man ging großzügig mit den Potenzialen der Stadt um. Den Abriss von Gebäuden nahm man für die Übernahme gründerzeitlicher Strukturen in Kauf und auch die Neubauten sollten sich dieser Grundidee unterordnen. So entstanden auch für die KMA oder die Leipziger Straße städtebauliche Planungsansätze, die den vorhandenen Städtebau völlig überformten. In der KMA II. Bauabschnitt (KMA II) wurden z. B. die offenen Zeilenstrukturen mit Gebäudeteilen zu Blockstrukturen geformt, die den planerischen Ansatz der DDR-Moderne ad absurdum führte. Die Planungen für den Alex in unmittelbarer Nähe zur KMA II waren zu dieser Zeit schon abgeschlossen. Die Planung für ein Hochhaus-Cluster beidseits der Alexanderstraße war im Bebauungsplan geregelt.

Das weckte dann Ihren Widerspruch ...

Das war nicht nur meine Meinung. Thomas Flierl, der spätere Kultursenator, und viele Architekten*innen und Stadtplaner*innen empfanden die Pläne, die in der DDR geschaffenen offenen Stadtstrukturen zu verbauen, als Affront. In den Planwerkstätten hat das Stadtplanungsamt Mitte die gegensätzliche Haltung zum Planwerk deutlich gemacht und erreichte eine Akzeptanz dieser



planerischen Auffassung. Obwohl das Planwerk nicht grundsätzlich geändert wurde, gab es aber eine Vielzahl von Dissensplänen. Die Diskussionen waren kontrovers und das Ziel die DDR-Planungen einarbeiten zu lassen, erschien unmöglich. In der Konsequenz entschloss sich das Bezirksamt den Beschluss für die Erarbeitung einer städtebaulichen Erhaltungsverordnung zu fassen.

Weshalb werfen Sie sich für die Karl-Marx-Allee so ins Zeug?

Sobald städtebauliche Baugeschichte zu erleben ist, halte ich es für meine Pflicht, diese zu bewahren, zu schützen und die Erinnerung aufrecht zu erhalten. Das hat nichts mit der KMA zu tun. Das gleiche Engagement gibt es ebenso beim Hansaviertel und anderen bedeutenden Orten. So wie bei vielen DDR-Bürgern erzeugten die Plattenbauten auch bei mir kein besonderes Interesse. Sie waren eine Notwendigkeit zur Lösung der Wohnungsfrage zu DDR-Zeiten, wie es damals proklamiert wurde. Während meines Architekturstudiums in Dresden beschäftigte ich mich vor allem mit der Baugeschichte. Erst als es um Nachverdichtungen in der KMA ging, entwickelte sich das besondere städtebauliche Bewusstsein für diesen Ort. Die damalige Ignoranz gegenüber der Ostmoderne weckte in mir ein starkes Pflichtgefühl, dieses Stadtgebiet zu bewahren. Gerade die Auseinandersetzungen in den Planungswerkstätten mit Fachleuten

und dem damaligen Landesdenkmalkonservator Prof. Jörg Haspel trugen zur Aufklärung und Erkenntnis für dieses einzigartige Ensemble bei. Der Versuch, die KMA II in die Denkmalliste eintragen zu lassen, kam leider durch das Wirken der Wärmedämm-Lobby – wie ich es gern formuliere – zu spät. Die Überformungen der einzelnen Wohnscheiben war zu stark. Bei manchen Gebäuden war die ursprüngliche Fassadenstruktur kaum noch zu erahnen. Doch Fachleute und Städtebauspezialisten bescheinigten dem II. Bauabschnitt, dass dieser ein einzigartiges städtebauliches Zeugnis der Nachkriegsmoderne ist. Aus heutiger Sicht – das muss ich sagen – ist das, was man zu DDR-Zeiten für diesen Wohnkomplex geplant hat, nahezu ideal. Die Infrastruktur, die praktischen Grundrisse der Wohnungen und dazu die wohldurchdachten Sichtachsen zeigen dies deutlich. Das ist schon sehr besonders! Es ist sehr schade, dass sich diese Erkenntnis nicht bei der Kultusministerkonferenz durchgesetzt hat, um die Karl-Marx-Allee II BA und das Hansa-Viertel gemeinsam für die UNESCO-Welterbeliste vorzuschlagen. Ich war über diese Entscheidung ziemlich betroffen und dies nicht nur wegen der vielen Ressourcen, die wir in die Bewerbung investiert haben.

Weshalb wurde die Erhaltungsverordnung 2015 noch einmal präzisiert?

Zunächst wurde die Holzmarktstraße in das

Gesamtensemble einbezogen. Außerdem war die Begründung der Verordnung nicht detailliert genug und zu unspezifisch. Alle Gebäudetypen, die Funktionsbauten, die öffentlichen Räume und die Baukunst wurden untersucht und zum integralen Bestand der Erhaltungsverordnung. Verwendete Materialien, Farben und Strukturen wurden ebenso in der Analyse betrachtet. Mit dieser Fülle von Erkenntnissen beschloss das Bezirksamt 2015 die Konkretisierung der Verordnung. Erfolgreich konnte das Bezirksamt auf dieser Grundlage zwei Gerichtsprozesse von Eigentümern gegen die Erhaltungsverordnung, die sich nicht der städtebaulichen Grundordnung unterwerfen wollten, zu seinen Gunsten entscheiden.

Wie erreichen Sie, dass sich Bauherren an die Verordnung halten?

Im Konsensplan von 2011 wurden Standorte herausgearbeitet, die eine geordnete Nachverdichtung zulassen. Berlin braucht Wohnungen und man kann in den neu geplanten Wohn- und Geschäftshäusern dringend benötigtes Gewerbe im Erdgeschoss unterbringen. Demzufolge gibt es Regeln nicht nur für die Formensprache der Gebäude, sondern auch für die Nutzungen. Diese teilen wir den Architekten vor Antragstellung mit, und begleiten beratend bis zum Bauantrag. Bei der Schillingstraße 2 und an der Holzmarktstraße 66 ist man unseren Vorschlägen gefolgt, ebenso beim RuT-Wohnprojekt an der Berolinastraße. Diese Projekte werden den Gebiets-Charakter bewahren und sich gut einfügen. Die drei von der Wohnungsbaugenossenschaft Solidarität geplanten Bauten an der Schillingpromenade wurden intensiver diskutiert, aber auch dort ein Einvernehmen erzielt. Der Prozess hat nur länger gedauert, da sich die bauwirtschaftlichen Bedingungen nachhaltig verändert haben. Wir verstehen den Kostendruck der Bauherren, aber trotzdem muss es dem Gebietscharakter entsprechend gute Lösungen geben.

Sollten nicht auch die noch fehlenden Pavillons entlang der Allee ergänzt werden?

Ja! Und wir sind fest entschlossen, an diesem Vorhaben festzuhalten. Die DDR hatte sechs weitere Pavillons in Richtung Alex geplant, aber nicht realisiert. Im Rahmen des Werkstattverfahrens von 2017–2019 haben wir das ursprüngliche Konzept bewertet und versucht eine neuzeitliche Antwort für die Neubauten zu finden. Die beteiligten Ar-

chitekturbüros entwickelten Konzepte für Pavillons die den historischen Vorbildern entsprechen und bei denen die Anzahl der Gebäudeachsen, das Achsmaß, die Tiefe der Gebäude und die Gebäudetypologie betrachtet wurden. Planungsrechtlich werden die neuen Pavillonbauten mit Bebauungsplänen gesichert. Interessenten für die Sondernutzungen sind vorhanden. Leider sind zum Teil die Finanzierungen durch die Sparmaßnahmen des Senats momentan nicht gesichert. Wahrscheinlich wird der Sonderpavillon der Heinrich-Böll-Stiftung neben dem Kino International einer der ersten sein, der errichtet wird. Der uns vorliegende Entwurf wird allen geforderten Parametern gerecht.

Das Kino als einzige Kultureinrichtung wird gerade saniert. Wird die Nachbarschaft später davon profitieren?

Wir gehen davon aus, dass dies so sein wird. Die Yorck-Gruppe als Eigentümerin des Kinos ist ein verlässlicher Partner und es wurde vereinbart, dass auch nach der Sanierung weiterhin Räume für Nachbarschaftsarbeit zur Verfügung stehen. Das Bezirksamt hat durch intensive Bemühungen die Bezuschussung der Planung und der Umsetzung für die Dachsanierung des Kinos mit Mitteln aus der Städtebauförderung erreicht. Die restlichen Sanierungskosten werden durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Lotto Stiftung und den Bund aufgebracht.

Aber die mit privaten Mitteln sanierten Bestandspavillons sind leider heute für die Öffentlichkeit schwer zugänglich ...

Das betrifft vor allem das Cafe Moskau. Mit den Betreibern von Camp4 und der Galerie Petzel gab es bei der denkmalgerechten Sanierung eine gute Zusammenarbeit. Diese Einrichtungen sind für die Öffentlichkeit zugänglich. Das Stadtentwicklungsamt hat keine Einflussmöglichkeiten auf die Nutzungen, wenn sie planungsrechtlich zulässig sind. Nur die äußere Gestaltung wird von der unteren Denkmalschutzbehörde geprüft. Die gerade abgeschlossene Sanierung der Mokka-Milch-Eisbar ist ein Beispiel dafür, wie unter der Kontrolle der Denkmalbehörden gute Lösungen entstehen können. Um in der Karl-Marx-Allee den ursprünglich geplanten lebendigen Charakter entstehen zu lassen, wären die neuen Pavillons mit kulturellen und sozialen Nutzungen ein wichtiger Beitrag.

Weshalb entwickeln Sie in Zeiten des Klimawandels das Freiraumkonzept nicht weiter?

Wir beschäftigen uns schon lange mit der Frage nach neuen Baumstandorten und analysieren fortlaufend den Zustand der Bäume. Gerade diesbezüglich wurde das ISEK überarbeitet. Dabei rückt der Mittelstreifen der Karl-Marx-Allee wieder in den Fokus. Die 2020 angelegten Blühwiesen haben sich nicht bewährt und bieten kein positives Bild. Es gibt inzwischen verschiedene bauliche Möglichkeiten, die wir zurzeit untersuchten. Pflanzflächen können z. B. von Kantensteinen für Baumpakete mit kleinem Wurzelraum gehalten werden. Die Felsenbirne oder die Gleditschie sind Baumarten, die mit nur 50 cm Erdreich auskommen und Hitze gut vertragen. Außerdem sind sie kleinwüchsig und haben durchlässige Baumkronen. Somit beeinflussen sie kaum die Sichtachse, die von den Denkmalbehörden gefordert wird. Der Mittelstreifen könnte auch die notwendigen Ersatzpflanzungen für die Pavillonbauten aufnehmen.

Für die KMA II wurde vor 65 Jahren der Grundstein gelegt. Was würde man in die Festschrift zum 75. Jahrestag schreiben?

Dass wir uns gemeinsam zur erfolgreichen Bewahrung des Städtebaus der Nachkriegsmoderne gratulieren können. Es wurde sehr viel erreicht. Das Gebiet ist als Ensemble erhalten. Die Schillingstraße besteht mit ihrem ursprünglichen Charakter weiterhin und soll mit ihren Hochbeeten und besseren Wegeführungen an die heutige Zeit angepasst werden. Das Kino wird saniert, die Spielplätze sind weitestgehend modernisiert. Die Planschen werden begeistert von der Bevölkerung angenommen. Und vielleicht werden bei einigen Bauten während der Sanierung die originalen Wandfliesen wieder sichtbar, weil man die unnötigen und unschönen Wärmedämmungen entfernt hat. Falls die Hochhäuser am Alex gebaut werden, das Wohngebiet KMA II mit den Pavillonbauten seinen Gebietscharakter nicht verliert und seine Unverwechselbarkeit erhalten bleibt, dann haben wir alles richtig gemacht! Die junge Generation, die schon jetzt den demografischen Wandel im Wohngebiet sichtbar macht und eine Trendwende in der Wahrnehmung des Gebietes einläutet, wird sich vielleicht irgendwann mit Hochachtung an die Städtebauer der 1960er Jahre erinnern.

Käthe Joachimsthal: die Erinnerung bleibt

Dort, wo in Kürze die ehemalige Kantine vom Haus der Statistik abgerissen wird, stand vor dem Krieg ein jüdisches Altenheim. 1942 diente es kurzzeitig als Sammelstelle für die jüdischen Einwohner, bevor man sie in Konzentrationslager abtransportierte. Die amerikanische Künstlerin Stein Wexler hat diese Geschichte aufgedeckt und will mit mehreren Akteuren einen Erinnerungsort schaffen (KMA II, Hefte 1 und 7). Aus diesem Grund war am 15. September auch **Dana de Windt** aus den Niederlanden zu Gast. Ihre Großtante gehörte zu denen, die auf der Transportliste standen. In einem bewegenden Brief wandte sie sich an die Nachbarschaft:

» Meine Mutter Senta Aronsohn wurde am 12. April 1932 als Tochter von Louis Aronsohn und Lucy Joachimsthal geboren. Bei der Geburt meiner Mutter gab es Komplikationen, sodass sie in die Charité verlegt wurde. Dort operierte sie sogar der berühmte Dr. Sauerbruch. Es hat mich immer wieder erstaunt, wieviel Sorgfalt aufgewendet wurde, um 1932 dieses kleine jüdische Mädchen am Leben zu erhalten, während ein paar Jahre später ... Nach einem Jahr durfte meine Mutter nach Hause. Die Familie wohnte an der Ecke Grunewald-/Kufsteiner Straße. Dort lebte auch Tante **Käthe Joachimsthal**, Lucys Schwester. Käthe war 32 Jahre alt, geistig behindert und konnte nicht für sich selbst sorgen.

1938 brannte in der Reichspogromnacht die Synagoge in der Prinzregentenstraße nieder. Dort ging meine Mutter zur Schule. Sie war erst sechs, erinnerte sich aber an den Lärm auf der Straße und das Feuer. Als ich vor einigen Jahren Berlin besuchte, entdeckte ich, wie nah das Elternhaus von der Synagoge gelegen war. Ich hatte meine Mutter immer als »die Glückliche« betrachtet, sie musste nicht ins Lager oder in einem Versteck ausharren. Sie konnte zum Glück mit ihren Eltern und dem Bruder noch rechtzeitig auswandern, aber dennoch: Das hinterließ Spuren bei meiner Mutter, sie hatte Ängste. So verlangte sie bei Gewitter, dass wir uns sofort anziehen und im Flur bereitstehen sollten, um notfalls zu fliehen. Und manchmal rannte sie dann panisch nach draußen.



Dana de Windt verlas am 15. September ihren Brief an die Nachbarschaft. Anlass war die Veranstaltung »Anders erinnern«. An diesem Nachmittag wurden die Namen aus den KZ-Transportlisten des jüdischen Altersheim Gerlachstraße verlesen, unter ihnen die jüngste, Käthe Joachimsthal, die Großtante von Dana de Windt.

Am Tag nach der Pogromnacht wurde mein Großvater von der Polizei abgeholt, um »etwas zu unterschreiben«. Der Polizist tätschelte meiner Mutter den Kopf und sagte, ihr Vater würde bald zurückkommen. Er brauche »nicht einmal den Hut aufsetzen«. Doch stattdessen kam er in ein Hamburger Gefängnis, aus dem man ihn wie durch ein Wunder ein Jahr später entließ, weil er mit viel Mühe und Glück eines der letzten Visa für Chile erhalten hatte. In der Zwischenzeit lebte meine Mutter vorübergehend in Brüssel, bei der jüdischen Gastfamilie Debovsky. Deren Mitglieder wurden später alle ermordet.

Durch viele kleine und größere Wunder – ohne die es mich nicht gäbe – gelang es der Familie, nach Genua zu reisen und von dort aus mit einem Schiff nach Chile zu fliehen. Sie mussten sich ein neues Leben aufbauen, aber sie lebten und das war das Wichtigste! Meine Mutter wanderte später mit meinem Vater Federico in die Niederlande aus. Mein Bruder Lucho und ich wurden dort geboren. Leider habe ich meinen aus Polen stammenden Großvater Louis nie kennengelernt, weil er früh starb. Viele seiner Brüder und Schwestern in Polen wurden ermordet, auch einige der Kinder. Die Überlebenden sind heute ver-

streut über die ganze Welt. Wie war das für meinen Großvater? Meine Großmutter Lucy kam manchmal aus Chile zu Besuch in die Niederlande, starb aber, als ich 13 war. Ich war zu jung, um Fragen zu stellen, die ich später gerne gestellt hätte. Wie fühlte sie sich, als sie 1939 ihre Schwester Käthe verlassen musste, die ihr von ihren Eltern anvertraut war? Wegen ihrer Behinderung erhielt Käthe kein Visum. Darüber wurde später kaum gesprochen. Meine Mutter wusste nur, dass ihre Tante in ein Heim kam. Diese Geschichte hat mich immer beschäftigt. Wie furchtbar muss es sein, wenn man aufgrund einer geistigen Behinderung ohnehin kaum die Welt versteht und dann allein zurückbleiben muss in einer Umgebung voller Angst und Grauen – und ohne die Menschen, denen man vertraut?

Erst vor einigen Jahren erfuhr ich, dass das Heim in der Gerlachstraße lag [heute etwa Berolinastraße]. Es war keine Einrichtung für Behinderte, sondern ein Seniorenheim. Ich erfuhr, dass Käthe 1942 von hier nach Theresienstadt deportiert wurde. Sie war die jüngste Person auf der Liste. Auf ihrer Sterbeurkunde ist vermerkt, dass sie am 1. Januar 1943 an einer schweren Lungenerkrankung starb – ermordet wurde, sage ich.

Leider haben wir keine Fotos von ihr. Ich kenne nur die vagen Erinnerungen meiner Mutter an ihre Tante. Sie selbst war ja noch ein Kind. Meine Mutter erzählt, dass Käthe vor der Dunkelheit Angst hatte und Rudi, der ältere Halbbruder meiner Mutter, sich über Käthe lustig machte und ungehorsam war, als diese auf ihn aufpassen sollte. Sie trug ihre Haare immer zu einem Knoten gebunden. Und dass Käthe es liebte, mit der Straßenbahn von Endstation zu Endstation zu fahren. Mein Großvater »Lo«, wie sie ihn nannte, gab ihr morgens etwas Geld, damit sie sich unterwegs etwas Leckeres kaufen konnte. Manchmal brachte er ihr auch eine Schachtel Pralinen mit, was ihr sehr gefiel.

Ich hoffe, dass sie nicht allein war, als sie starb. Von Käthe Joachimsthal ist nicht mehr viel übrig, nur ihr Name und diese Erinnerungen. Aber es ist etwas. Sie hat gelebt. Sie war einmal da. Möge die Erinnerung an sie ein Segen sein. «

Kleiner weißer Trabi

Wir lebten 45 Jahre in der Mollstraße 11, heute nur ein paar Schritte weiter. Als ich einzog, 27 Jahre alt, war die Straße eine ganz andere. Der Neuaufbau einer modernen Stadt ging mitten durch sie hindurch. Wir zogen mit zwei kleinen Kindern aus einem ziemlich runtergekommenen Viertel hier in die Nähe der Karl-Marx-Allee. Erstbezug. Mein Sohn litt an chronischer Bronchitis, die neue Wohnung war für ihn überlebenswichtig und für uns ein Glücksfall.



Die junge Familie Pawloff mit ihrem Trabi vor dem Haus Mollstraße 11.

Noch war die Straße vor meinem Haus die Gollnowstraße, die verlängerte Linienstraße. Als Zugereiste wussten wir kaum etwas über sie, weder, dass es eine Anrüchige gewesen sei, wie Döblin sie beschrieb, noch, dass es gegenüber ein Frauengefängnis gab, in dem auch Rosa Luxemburg eingesessen hatte. Und wir wussten auch nichts vom jüdischen Altenheim, aus dem die Menschen direkt nach Theresienstadt verschleppt wurden.

Aus meinem Küchenfenster konnte ich auf die Altbauten gegenüber und auch auf das Gefängnis sehen. Die alten Bauten hatten tote Augen, Hinterhöfe, schwer geschädigte



Bäume. Mein Weg zum Alex führte durch eine Straße, die es bald gar nicht mehr geben sollte. Noch fuhr die Straßenbahn von der Leninallee, vormals und jetzt wieder Landsberger Allee, links an meinem Haus vorbei. Dort gab es den Tante-Emma-Laden, in dem man eine halbe Treppe höher die Milch noch »lose« in der Milchkanne kaufte. Und bei jedem Kauf spendierte die Tante unserem Töchterchen einen Lutscher. Und dann rückten die Sprengkommandos immer näher.



Dieselbe Straße, etwa 60 Jahre später.

Vor und hinterm Wohnblock wurden die alten Häuser gesprengt und ein neues Haus nach dem anderen entstand. Die Gleise der Straßenbahn hörten einfach auf, die Straße verschwand unter den neuen Häusern. Man konnte zusehen, wie das Leben arbeitet. Vorn wurde der Schutt abgefahren und hinten standen schon die Möbelwagen. Die Kinder spielten im Ruinenschutt zwischen den Kränen und den Gebilden, die ehemals Treppen waren. Aus der Asche des Frauengefängnisses entstand eine Freifläche zum Gedenken an Rosa und eine Kindereinrichtung. Wohnblocks schossen wie Krokusse im Frühling ans Licht. Das Mahnmal für Rosa ist heute verschmiert und wird immer



Die Mollgenossenschaft kümmert sich um den Gedenkstein an das Judenpogrom und die Stolpersteine für Familie Neufeld.

wieder geschändet. Zumindest schauen Polizisten regelmäßig nach dem Mahnmal hinter meinem Haus. Es erinnert an ein Judenpogrom im Mittelalter, nahe am heutigen Strausberger Platz. Sie laufen um den Stein herum, nicken, und setzen sich wieder ins Auto. Nachts benutzen sie eine riesige Taschenlampe. Jetzt fahren auch Kleinbusse vor, Touristen steigen aus, sehen zum Mahnmal, nicken, legen kleine Steine auf den großen Stein und gehen wieder. Und ich stehe am Küchenfenster und sehe weiter den Veränderungen zu.

Die Straße vor meinem Haus ist inzwischen eine Magistrale. Die Straßenbahn fährt in gepolstertem Bett, Autos dreispurig in beide Richtungen. Oft kracht es. Dann staut sich der Verkehr in beide Richtungen. Krankenwagen, Feuerwehr, Polizeiautos, Menschenauflauf. Zum Glück ist das Krankenhaus Friedrichshain ganz in der Nähe. Wie oft bekamen wir Hilfe in der Not: Unterarmbruch beim Schlittschuhlaufen auf der Planische nebenan. Zahnschmerzen, Infarkt In diesem Krankenhaus sind nun drei Generationen meiner Familie bekannt. Von uns aus kann man bequem zu Fuß in diese Klinik gehen. Und war im Nu im Friedrichshain.

Als meine Straße noch keine Magistrale war, parkten hier kaum Autos. In meinem Aufgang waren wir sechzehn Familien. Die meisten auch wie wir mit kleinen Kindern – allein dreizehn im Alter unserer beiden. Manche Frauen und Männer wurden mit dem Dienstwagen abgeholt: Regisseure, Direktoren, Minister und auch die für die Sicherheit. Wir nicht. Als wir dann unseren kleinen weißen TRABI vor die Tür stellten, waren wir ziemlich stolz und hatten immer einen Parkplatz.

Mit diesem liebenswerten Gefährt waren wir in der Welt, wie es sie damals gab, viel unterwegs. Auf nach Bulgarien zu den Großeltern. Drei Tage und Nächte war er unser Dach und Beschützer. Anfangs durfte man noch über Jugoslawien fahren. Danach verlängerte sich die Fahrt auf 4–5 Tage. Und immer wieder kamen wir in das Haus in unserer Straße mit Freude zurück. Das war unser ZUHAUSE.

Prof. Dr. Margrit Pawloff

»Wir waren 58 Kinder im Haus«

© privat



1969: Frank Nerger am Tag seiner Einschulung vor dem Hauseingang in der Weydemeyerstraße. Die Feier fand im INTERNATIONAL statt.

Franks Nerger (Jahrgang 1963) verlebte im Wohnkomplex Karl-Marx-Allee II. Bauabschnitt eine typische DDR-Kindheit. Wie viele andere Erstbezieher waren seine Eltern überglücklich, als sie 1962 den Schlüssel für ein neues Zuhause bekamen. Der passte zu einer AWG-Komfortwohnung in einem Fünfgeschosser an der Weydemeyerstraße. Küche, Bad und drei warme Zimmer: für die vierköpfige Familie ein Fünfer im Lotto. Siebzehn Jahre nach dem verheerenden Krieg lebten viele Familien in Ost- und Westberlin noch in Baracken, zur Untermiete oder in nur notdürftig reparierten Mietskasernen.

Als die Nergers in den QP-59-Block¹ einzogen, war rundherum noch Baustelle. Ganze Straßenzüge wurden verändert und viele Altbauten für die neuen Wohnscheiben gesprengt oder mit der Abrissbirne abgetragen. Im Berliner Stadtzentrum sollte auch architektonisch eine neue Zeit anbrechen. Das Sprengsignal jedenfalls hat Nerger noch heute im Ohr. Für den kleinen Steppke und seine Freunde war dies alles

¹ Korrekte Bezeichnung: IW QP 59 1/A5, Entwurf und Projektierung durch das Kollektiv Josef Kaiser, Klaus Sbrzesny, Heinz Bärhold u.a., Quelle: Irma Leinauer: Magistrale der Moderne, Lukas Verlag 2023, S. 548, siehe auch Interview in KMA II, Heft 7

ein Abenteuer. »Wir kletterten in Baubarracken hinein, bauten uns Murmelbahnen im Schutt und nutzten jeden Kieshaufen als Abfahrt für Schlitten und Roller.« Überhaupt scheint der Holzroller damals Spielzeug Nummer 1 gewesen zu sein, glaubt man Berichten vieler Nachbarn im selben Alter. Kaum ein Familienalbum ohne Fotos mit einem Kind auf dem Roller. Im Kinderkaufhaus am Strausberger Platz gab es offenbar eine ganze Abteilung mit Rollern (S. 17).

»Unsere Eltern machten sich wenig Sorgen um uns, auch wenn wir zwischen den Baustellen herumtunten. Man spielte mit dem, was man fand. Langeweile kam nicht auf. Allein in unserem Block mit seinen vier Aufgängen lebten 58 Kinder. Da fandest du immer jemanden zum Spielen«, berichtet der heute 61-Jährige rückblickend mit einem Schmunzeln. »Im Sommer liefen wir barfuß rüber zur Plansche und im Winter ging's auf die Spritzeisbahn gleich nebenan.«

Eingeschult wurde er, wie die meisten im nördlichen Teil des Wohngebiets, in die Schule an der Berolinastraße, wo heute die Charlotte-Pfeffer-Schule ist. Und auch für seinen Jahrgang fand die Feier mit Zuckertüte und Schulranzen im INTERNATIONAL

statt. Das berühmte Premierenkino (1963 eröffnet und inzwischen unter Denkmalschutz stehend) war also von Anfang an so etwas wie ein Kulturhaus für den Kiez, mit Bibliothek, Jugendclub und Spatzenkino für 20 Pfennige Eintritt.

In Spitzenzeiten besuchten fast 1000 Kinder die 16. Polytechnische Oberschule (POS) Berlin-Mitte. Das machte 37 Kinder pro Klasse, teilweise wurde sogar in Schichten unterrichtet. Weil das 1961 errichtete Bauteil A nicht mehr ausreichte, kam 1968 die »gelbe Schule« (Bauteil E) hinzu, ein Typenbau in Stahlskelettbauweise, wie es ihn in der DDR zu Hunderten gab.

Der Schule selbst konnte Frank so viel nicht abgewinnen, aber die großen Feste auf dem Hof blieben ihm im Gedächtnis. »Weil viele Prominente hier lebten, traten diese häufig in Kindergärten und Schulen auf. Ich weiß noch, wie sehr ich mich über die Vorstellung von »Herrn Fuchs und Frau Elster« aus dem Kinderfernsehen freute.« Später stand Frank Nerger selbst auf der improvisierten Schulhof-Bühne und präsentierte seine Zauberkunststücke, die er in der »Arbeitsgemeinschaft Zauberkunst« erlernt hatte. Als der Kiez 1966 weitgehend fertiggestellt



Letzter Schultag in der POS, Berolinastraße 8, etwa Mitte der 1960er Jahre. Die Turnhalle mit Schwimmbad stand bereits, jedoch noch nicht das Bauteil E, die gelbe Schule.

war, diente die Karl-Marx-Allee, die ihn durchschneidet, als Bühne für Großveranstaltungen. Wenn die Friedensfahrer² dort entlang rollten, waren Nerger und seine Freunde immer auf Achse, denn das gesamte Peloton nächtigte standesgemäß im HOTEL BEROLINA. Dort arbeitete Nergers Mutter, sie hatte wie viele Bewohner einen kurzen Arbeitsweg. Auch bei den Weltfestspielen im Jahr 1973, den Pfingsttreffen, am Ersten Mai und natürlich auf dem Weihnachtsmarkt war die Clique »auf der Pistek«, schließlich gab's immer was umsonst.

Nach der Schule lernte Frank Nerger erst einmal Elektriker, musste jedoch aus gesundheitlichen Gründen noch während der Lehrzeit umsatteln. Er wurde Fachverkäufer für Musikinstrumente und arbeitete im legendären »Takt und Ton« in den Rathauspassagen. Zehn Minuten Arbeitsweg! Im Geschäft kauften Orchester und Rockbands der gesamten Stadt ein sowie Alliierte für ihre Familien. »War ja bei uns um etliches billiger als drüben.« Wie deutlich der Preisunterschied bei solchen Erzeugnissen war, konnte er später selbst nachvollziehen. Der Liebe wegen stellte Frank Nerger einen Ausreiseantrag und zog 1989 nach Westberlin, wenige Monate, bevor sich die Schlagbäume an den GÜSt (Grenzübergangsstellen) für immer öffneten.

Bei der Frage, warum er seit 2010 wieder im Gebiet wohne, kommt Frank Nerger ins Schwärmen. »Ich besuchte meinen Vater, der noch hier lebte. Mir fiel auf, wie ruhig und grün es doch gegenüber der sonst so lauten Stadt hier ist. Dass ich den Zuschlag für eine Dreiraumwohnung auf der

² Die Friedensfahrt war das Radsport-Event im Ostblock. Sie führte durch Polen, ČSSR und DDR.



Frank Nerger auf der Schillingpromenade: Er kennt den Kiez wie seine Westentasche und gibt sein Wissen gern weiter.

Karl-Marx-Allee bekam, ist wahrscheinlich meinem Talent als Verkäufer zu verdanken«, erzählt er lachend und fügt hinzu: »Ich kann bei geöffnetem Fenster schlafen, habe kurze Wege und liebe den effektiven Grundriss meiner Wohnung. Die ist mit Möbeln aus den 1960er Jahren eingerichtet, und sonntags genieße ich das Frühstück aus dem Mitropa-Geschirr.« Auf sein zeitraubendes Hobby kommt Nerger erst auf Nachfrage zu sprechen. Dabei ist er so etwas wie ein Orts-Chronist und ein wandelndes Lexikon, hat Hunderte historischer Fotos aus dem Wohngebiet KMA II gesichtet. Im Archiv des IRS Erkner half er, diese einzuordnen. Unablässig durchforscht er das Netz, fotografiert, digitalisiert Dokumente, archiviert Fotos und unterstützt den Nachbarschaftsrat e. V. bei dessen Recherchen. Aber nicht nur das: der kreative Tausendsassa hat selbst Bastelbögen und Einkaufsbeutel zur MOKKA-MILCH-EISBAR entworfen und herstellen lassen. Mehr Heimatliebe geht nicht!



Selbst gestalteter Bastelbogen von Frank Nerger: Diese Wohnscheibe befindet sich rechts neben der MOKKA-MILCH-EISBAR.

Meistertitel im Basketball

Die Familie Jessen wohnte in jenem Block, vor dem der Grundstein für den zweiten Bauabschnitt liegt. Ihre drei Kinder besuchten die Schule in der Berolinastraße. Man kannte sich im Kiez, traf sich zu Wettfahrten mit dem Holzroller. Die Älteste, Dörte Jessen, lebt heute an der Mollstraße und erinnert sich an den Ballsport in der Schule und an die errungenen Medaillen für die Siege bei Wettkämpfen. Wie aus der von Anja



Dörte Jessen bei der Einschulung des Bruders 1965 in die 16.POS mit der markanten Uhr.



2024: Das Gebäude mit der Uhr wurde inzwischen energetisch saniert, dem Bedarf angepasst und der Hof in einen Paradiesgarten umgestaltet.

Malcharowitz geretteten Schul-Chronik (S. 14) zu erfahren ist, übte man anfangs die 100-Meter-Läufe im Schulflur. »1962 wurde unsere Turnhalle fertiggestellt und gleichzeitig der Sportplatz und das Schwimmbaden übergeben«, heißt es dort. Durch einen Forschungsauftrag der Humboldt-uni wurde in der Schule vor allem Basketball und Leichtathletik gefördert sowie wissenschaftlich begleitet. Auch Dörte Jessen liebte diesen Sport und trainierte später in der Jugendmannschaft der Humboldt-uni. 1971 errang das Team den ersten Platz bei der »Deutschen Meisterschaft im Basketball«. Viele weitere Medaillen folgten. Dörte Jessen hat sie alle aufgehoben.

Gutes Wohnen in der Platte

Ausgerechnet am 9. November 1989 weilten die beiden 19-jährigen Studentinnen Anja und Claudia gerade nicht in Berlin, sondern büffelten an der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) in Freiberg brav über ihren Büchern. Die Nachrichten über die unfassbaren Ereignisse gelangten nur bruchstückhaft in die sächsische Universitätsstadt. Dort gab's keinen Westempfang – im Gegensatz zur Holzmarktstraße – wo Claudia in einem der Hochhäuser wohnte. »Wir schauten zuhause viel ARD und ZDF, und in den 1980er Jahren machte man selbst auf dem Schulhof kein Geheimnis mehr draus«, berichtet sie. Auch Telefonate mit der Familie waren nur eingeschränkt möglich, denn anders als im Wohngebiet KMA II »musste man überall in der DDR vor den wenigen öffentlichen Fernsprechern lange anstehen«, erinnert sich Anja Malcharowitz. Sie wuchs in einem Plattenbau an der Berolinastraße auf. Dort hatten sie einen sogenannten Doppelanschluss (zwei Familien teilten sich eine Leitung). Der war entweder besetzt oder niemand nahm ab. Es waren in diesen Wochen alle ständig unterwegs.

Übrigens, erst in Freiberg lernten sich Anja und Claudia kennen, obwohl sie aus demselben Quartier stammten. Das ist kaum verwunderlich, denn die Karl-Marx-Allee trennt den Wohnkomplex seit eh und je. »Es gab ja auch alles doppelt: Schulen,

Kindergärten, Polikliniken, Kauf- und Schwimmhallen«, erklärt Claudia Bornowski im Rückblick. »Das machte unser Leben auch ziemlich bequem.«

Aber in der MOKKA-MILCH-EISBAR, im Kiez nur »Mokke« genannt, hätten sie sich über den Weg laufen können. Die 1963 eröffnete und mit hochwertigen Materialien ausgestattete HO-Gaststätte verfügte über 220 Sitzplätze. Die Jugend aus dem Kiez traf sich hier an der Karl-Marx-Allee 35 nicht nur zum Eisschlecken. Die Bar fungierte auch als Kontaktbörse. Nicht ohne Grund wür-

digte Thomas Natschinski die selbstbewussten Ostfrauen in seinem Lied »In der Mokka-Milch-Eisbar hat sie mich gesehen«. Die ließen sich von Besuchern aus dem Westen gern mal auf einen ausgefallenen Cocktail einladen, denn die »hatten durch den Zwangsumtausch genug Geld in der Tasche«, wie eine ehe-

malige Kellnerin berichtete. Auch die Diskoabende in der »Mokke« waren beliebt. In der Eisbar wird schon lange nicht mehr getanzt oder an der »Grünen Wiese« genippt. Stattdessen sucht der neue Inhaber nach einer aufwändigen Sanierung des Denkmals Mietinteressenten für repräsentative Nutzungen. Die farbigen Glasfliesen und die umlaufende Beschriftung auf dem Dach strahlen wieder von weitem. Ein Traum bleibt wahrscheinlich jedoch unerfüllt. Jener, dass ein ambitionierter Gastronom

»Während manche Bauten in Westberlin veraltet wirken, erscheinen die gelungensten Ostberliner Plattenbauten aufgrund ihrer ästhetischen Strenge fast zeitlos.«

Jesse Simon, britischer Typograf und Autor



Anja Malcharowitz beim Nachbarschaftsfest auf der Schillingstraße, 2023

dieser Ikone neues Leben einhaucht. »Das wünschen sich hier alle sehnlichst«, betont Anja Malcharowitz.

Einige Meter weiter westlich steht eine andere Ikone der Nachkriegsmoderne, das INTERNATIONAL. Auch mit dieser verbinden die beiden Freundinnen gute Erinnerungen. Anfangs war die Kinderbibliothek im Erdgeschoss ein wichtiger Ort, später war es der Jugendclub im Obergeschoss. Claudia Bornowski stand hier bereits als 16-Jährige ab und zu hinterm Tresen und weiß, wie voll es in den 1980er Jahren auf den beiden Tanzflächen war.

An den anderen Tagen traf man seine Freunde an den Tischtennisplatten. Die gab es zahlreich im Gebiet, und dort konnte man den Kassettenrekorder laut aufdrehen. Beschwerden von Erwachsenen hörte man selten, denn Kinder und Jugendliche waren damals noch in der Mehrheit. Überhaupt haben Anja und Claudia den Großteil ihrer Freizeit damals irgendwo draußen verbracht. »Nach der Schule flog die Mappe in die Ecke und dann ging es auf den Spielplatz nebenan. Im Winter wurde der zur Spritzeisbahn, im Sommer liefen wir zur Plansche Singerstraße und bei schlechtem Wetter



Blick auf die Hochhäuser der Holzmarktstraße, wo Claudia Bornowski aufwuchs.

gleich rüber zur Schwimmhalle an der Ecke Lichtenberger«, erzählt Claudia Bornowski. »Und ich bummelte mit meiner Freundin oft über den Alex. Wir gingen durch die Unterführung und waren schon da, wo andere ihren Urlaub verbrachten«, ergänzt Anja Malcharowitz lächelnd mit dem Verweis auf die im Volksmund genannten »Einkaufsbrigaden« genannten Besucher.

Auf dem Alex sei immer etwas los gewesen: ob am Ersten Mai, dem Kindertag oder beim Solibasar der Journalisten. Der Platz wirkte im Gegensatz zu heute ansprechend. Die Blumenbeete waren gepflegt und die Außengastronomie sorgte für Leben und internationales Flair. »Doch den großen Rummel, die tagelangen Pfingsttreffen der FDJ, mochte ich gar nicht. Abgesehen von der politischen Überfrachtung war es dann mit der Versorgung in den überfüllten Kaufhallen gar nicht so einfach«. Ihre Freundin Claudia kann das bestätigen und ergänzt: »Für mich waren die schönsten Wochen jene auf dem Weihnachtsmarkt zwischen Alex und Jannowitzbrücke. Ich war süchtig nach Karussellfahren und blieb, solange es ging. Durchgefroren bis auf die Haut, kein Geld mehr in der Tasche, aber selig.« Den Weihnachtsmarkt entlang der Alexanderstraße gab es seit 1974. Er erstreckte sich auf 46.000 Quadratmetern und wurde jährlich von 3,7 Mio. DDR-Bürgern besucht. Die Dekoration der Verkaufsbuden und das kulturelle Begleitprogramm ließ sich der Magistrat von Berlin einiges kosten.

Und doch half der DDR-Regierung das Festhalten an der schönen Schaufensterfassade wenig. Selbst hier im privilegierten Wohnkomplex Karl-Marx-Allee traten Auflösungserscheinungen offen zutage. Söhne und Töchter prominenter Erstbezieher machten »rüber«, so wie der namhafte Dichter Thomas Brasch. Das MfS hatte diese »staatsfeindlichen Subjekte« bereits auf dem Kieker und markierte auf Fotos jene Wohnungen auf der Karl-Marx-Allee, die observiert werden sollten.

Bei einigen, die direkt an der Allee wohnten, erzeugten die Aufmärsche und Paraden zum Republikgeburtstag ziemliches Unbehagen. Dörte Jessen zum Beispiel denkt nur ungern an die Nächte vor den Militärparaden zurück. »Das war schrecklich als Kind. Das Hurra-Gebrüll und der elende Gestank von dem Panzerdiesel. Und



Claudia Bornowski (3. Reihe, links außen) hat die Wilhelm-Florin-Schule, Singerstraße besucht. Am 1. April 1984 feierte sie mit ihrer Schulklasse die Jugendweihe. Hier ein Gruppenbild vor der Volksbühne.

hinterher musste der Asphalt wegen der Panzerketten wieder ausgebessert werden. Dieses laute Rasseln der Säbel hat mich zeitlebens zur Pazifistin werden lassen.« Doch am 7. Oktober 1989 erzitterten zum letzten Mal die Gläser in den Wohnzimmervitrinen. Knapp fünf Wochen später war »Ende Jelände«. Zum Glück konnten die beiden Studentinnen an der ABF Freiberg im Sommer 1990 noch ihr Abitur machen: ein gutes Sprungbrett in die neue Zeit.

Und heute? Claudia Bornowski hat viele internationale Erfahrungen gesammelt, arbeitet und lebt nun wieder im Ostberliner Zentrum. In ihrem Wohnhaus gebe es bis dato ein solidarisches Miteinander. Das bestätigt auch Anja Malcharowitz und lobt insbesondere den Zusammenhalt in der Mollgenossenschaft. Ihre Familie lebt nun schon in dritter Generation im Komplex. Das verbindet. Vor einigen Jahren rettete

eine Bekannte Akten der ehemaligen Egon-Schultz-Schule vor dem Reißwolf. Nachdem Anja die Akten kopiert hatte, begab sie sich auf die Suche nach weiteren Quellen. Inzwischen füllt der Fundus an historischen Bildern viel Platz auf ihrer Festplatte. Später wurde sie Mitglied im Nachbarschaftsrat für den II. Bauabschnitt der KMA und ist derzeit stellvertretende Vereinsvorsitzende. »Eigentlich hatte ich mir mehr Chancen der Mitsprache erhofft. Und wir sind noch lange nicht da angekommen, wo wir hinwollen. Nämlich zu einem grünen, klimaangepassten Kiez.«

Doch diese Enttäuschung tut ihrem Engagement offensichtlich wenig Abbruch. Zudem lädt sie interessierte Nachbarn ein, sich mit für den Stadtteil zu engagieren. Der öffentliche Treff des Vereins findet immer am letzten Dienstag des Monats im Ambulatorium statt (Schillingstraße 12).



Der Staat traute seinen Bürgerinnen und Bürgern nicht. Die markierte Wohnung in der Karl-Marx-Allee sollte während der bevorstehenden Feier zum 1. Mai observiert werden. (wahrscheinlich Mitte/Ende der 1980er Jahre)

Die Dunkelkammer im Bad

Wer die Grundrisse der hiesigen Plattenbauten kennt, weiß, da ist kein Quadratmeter verschwendet. Als Edmund Collein, Werner Dutschke, Josef Kaiser und ihre Kollektive diese Blöcke für das Wohngebiet projektierten, ging es darum, möglichst vielen ein warmes Obdach zu bieten. Heute erweist sich die Flächeneffizienz schon aus energetischen Gründen als zukunftsfähig.

© Lopez



Chris Lopatta Ende der 70er Jahre vor seinem Wohnblock. Unverzichtbar: ein Strickpullover in den Farben von UNION.

Der Schauspieler Chris Lopatta ist in einem solchen Block groß geworden, dem einzigen, an dem heute noch die originalen Fliesen sichtbar sind und der deshalb unter Denkmalschutz steht. Seine Mutter Maja nutzte als Journalistin ihre Zweiraumwohnung auch als Arbeitsplatz. »In unserem Bad konnte man sich kaum drehen, denn auf der Badewanne standen die Schalen fürs Entwickeln, Wässern und Fixieren und natürlich das Vergrößerungsgerät«, berichtet der Sohn schmunzelnd. Die acht Quadratmeter waren in Rotlicht getaucht. »Es roch bei uns mehr nach Fotochemie, als nach Seife. Später haben wir die Papierabzüge zu zweit im Wohnzimmer geglättet. Dazu wurde der Teppich beiseite gerollt,

damit die Fotos jene Qualität hatten, die meiner Mutter vorschwebten.« Dass Maja Lopatta diese Sorgfalt betrieb, hat sich gelohnt. Ihre Fotos sind bis heute gefragt. Sie hat alle vor ihre Kamera bekommen: Louis Armstrong, Otto Waalkes, Lorient – aber auch die Kulturszene der DDR. Nicht ohne Grund wurde sie Chefredakteurin der »Unterhaltungskunst. Zeitschrift für Bühne, Podium und Manege« und verkaufte nebenbei Bühnenfotos an verschiedene Verlage.

Also verwundert es wenig, dass der Sohn schon in der Ernst-Wildangel-Oberschule (heute Max-Planck-Gymnasium) selbst mit dem Fotografieren begann. 36 Kinder seien sie in der Russisch-Klasse gewesen. »Na ja, den Russischunterricht mochte ich weniger, aber beigebracht haben sie uns viel«,

Der andere Ostberliner Verein, der BFC, war nämlich das Hätschelkind Erich Mielkes, dem Chef von »Horch und Guck«. Dort trug man Kurzhaarschnitt und brüllte in den 80er Jahren oft unverhohlenen Naziparolen.

Heute, nach langjährigen Engagements in den Theatern von Greifswald und Leipzig und nach Rollen in verschiedenen Fernsehfilmen steht er nur noch selten auf der Bühne. Aber beim Stück »Eisern Union« gehört er zum festen Stamm – gemeinsam mit Schauspielerin Natascha Paulick, deren Großvater einer der wichtigsten Architekten der Stalinallee war. Außerdem tingeln Lopatta & Lopatta seit kurzem durch die kleinen Lesebühnen der Stadt. Maja hat mit Mitte 90 ihre Memoiren geschrieben, Chris hat sie lektoriert und liest daraus vor.



Fußballspielen in jeder freien Minute, hier auf dem Sportplatz Holzmarktstraße. Im Hintergrund das Sportfunktionsgebäude, noch nicht aufgestockt und ohne Anbau.

resümiert Chris Lopatta. »Mein Thema war damals der Fußball, und er ist es bis heute.«

Seit 1977 führt er Union-Tagebücher, notiert Eckdaten, Besucherzahlen und Ergebnisse jedes Spiels, das er seitdem in der Alten Försterei gesehen hat. Häufig treffe er noch Leute aus seiner Klasse im Stadion. Und natürlich haben sie selbst gebolzt, in jeder Pause und sobald die Schule aus war. Der Sportplatz Holzmarktstraße grenzte ja quasi an den Schulhof. Seine Liebe zu den Eisernen wurde zu DDR-Zeiten von der Stasi kritisch beäugt, denn »wer für Union war, war Opposition«. Nicht nur einmal bestellte man den Langhaarigen mit Flickenteppich zur »Klärung eines Sachverhalts« ein.

Nicht erst seit dem Buchprojekt ist der Sohn wieder häufiger im Wohngebiet unterwegs, denn Maja ist zwar nach wie vor quicklebendig, aber nicht mehr so sicher beim Einkaufen. Für unser Gespräch ist Chris noch einmal zu seiner Schule gegangen und zeigt sich begeistert: »Die Plansche ist wirklich gelungen und das mit der autofreien Schulzone eine wirklich gute Idee!« Solche und ähnliche verkehrsberuhigte Gebiete wünscht sich Lopatta als Vater eines siebenjährigen Sohnes viel mehr in Berlin.

Literatur- und Web-Tipp:

Maja Lopatta: »Das Leben ist ein Geschenk« Verlag im Park, 2022. Ein lustiges Video zum Buch findet sich auf der Website der Eulenspiegel-Verlagsgruppe.

© Lopatta

Eine Reise durch die Zeit



Alle Vorstellungstermine unter: www.alleefilm.de

Das Kino »Toni« ist bis auf den letzten Platz gefüllt, draußen hoffen noch Leute auf Karten. Angekündigt ist kein Hollywood-Blockbuster, sondern ein Dokumentarfilm, 94 Minuten lang, an vielen Stellen in Schwarz-Weiß: die Premiere von »Die Allee« von Regisseur und Produzent Sven Boeck.

Es ist schon seine zweite Arbeit über diese Prachtstraße, zu der nicht wenige das Adjektiv ehemalige hinzufügen. Der halbstündige Streifen »Stalinallee/Archäologische Studien« von 1991 war für ihn eine Bestandsaufnahme, mit der er den Spuren der gerade untergegangenen DDR nachforschte. Die Protagonisten von damals, von denen einige in seinem neuen Film auftauchen, sind inzwischen verstorben. Wie Margarete Peterilie, die ehemalige Trümmerfrau, die ihre Wohnung an der Karl-Marx-Allee – denn um diese und ihre Weiterführung als Frankfurter Allee geht es – in der Aufbauotterie gewann. Sie schwärmte, dass sich die Miete von 37 Mark und 35 Pfennig nicht änderte, für sie »wie im Märchen«.

Sven Boeck beginnt seinen Film mit Erinnerungen an seine Schulabschlussfeier 1981. Er und seine Freunde waren so voller Zuversicht und wollten die Welt erobern. Am nächsten Tag mussten sie ins Schulsekretariat und nichts war mehr wie zuvor.

»So sehe ich sie nie wieder« hatte er nach der Feier beim nächtlichen Spaziergang durch die Karl-Marx-Allee noch gedacht und er sollte recht behalten, auf so vielen Ebenen. 40 Jahre später radelte er jeden Tag vom Wedding, wo er lebt, zu seinem Arbeitsplatz durch die Allee und so reifte der Entschluss, einen zweiten Film zu machen. Ohne Filmförderung, privat finanziert, mit der Hilfe von Freunden, begannen die eigentlichen Dreharbeiten im Dezember 2022 und endeten in der Silvesternacht zu 2024.

»Die Karl-Marx-Allee in Berlin ist ein international bedeutsames Ensemble von Architektur. Ebenso groß ist ihre Bedeutung für die Geschichtsschreibung über Deutschland.

Und diese Allee hat mich mein Leben lang begleitet. In der Kindheit war sie Teil meines Schulweges. Meine Tante Lotte wohnte hier. Ich war häufig in der Karl-Marx-Buchhandlung. Als junger Filmmacher machte ich meinen ersten längeren Dokumentarfilm über

sie.« So wie er sich auf ihr entlang bewegt, mit einer ActionCam am Fahrradlenker, ist es auch eine Bewegung in der Zeit. Seine Fahrt vorbei an den Insignien dieser Straße, die auf so vielfältige Art für den Anfang, die Entwicklung und das Ende der DDR stehen, sind wie ein Streifzug durch die Geschichte. Dazu zeigt er Schwarz-Weiß-Fotos von den schweren Aufbaujahren, die später bunt werden – wie auch das Leben

»Der Weg durch die Straße ist wie eine Reise in der Zeit.«
Sven Boeck

Der Film »Die Allee« beginnt mit einem Sonnenaufgang über dem Zweiten Bauabschnitt, umkreist den Strausberger Platz – führt bis nach Lichtenberg und endet mit dem Feuerwerk am Alex in der Silvesternacht 2024.

auf den breiten Wegen. Und er lässt Menschen zu Wort kommen, die dort wohnen und die so Unterschiedliches mit der Allee verbinden: die geliebten Matchboxautos im »Haus des Kindes«, die scheppernden Panzer während der Paraden, die Shoppingtouren zur Jugendmode oder die verbotenen sowjetischen Filme im Kino KOSMOS. Die Fahrt und die Erinnerungen werden durchbrochen von Traumsequenzen, wie zum INTERNATIONAL: Dort mit einem Film laufen, dann hast Du es geschafft ...

Im INTERNATIONAL hat er seine Filme [bislang noch] nicht gezeigt, aber »Die Allee« läuft in einigen Programmkinos, manchmal auch verbunden mit Publikumsgesprächen. Sehr sehenswert, so Stimmen bei der Premiere, auch für die, die erst googeln müssen, was eine HGL ist. *Regina Friedrich*

Ausstellung zum Film: bis 15.1.25

Begleitend zum Streifen »Die Allee« zeigen die Fotopioniere, Karl-Marx Allee 87, einen kleinen Ausschnitt aus dem Fotonachlass von Heinz Krüger. Der Fotograf hielt in den 1950er und 1960er Jahren den Aufbau und das neue Leben in der Stalinallee fest. Einige der Bilder hat uns die Galerie Falkensee für diese Ausgabe kostenlos zum Nachdruck zur Verfügung gestellt. Übrigens: Einen guten Kaffee bekommen Sie in der KMA 87 auch...



Die Abteilung mit den begehrten Holzrollern im »Haus des Kindes«

Kunst am Bau



Ausschnitt aus dem Wandgemälde des chilenischen Künstlers Victor Contreras (Tapia) in der Aula des Max-Planck-Gymnasiums. Er schuf es 1978/79. Einige seiner Giebelbilder sind leider nicht erhalten geblieben.

Das Wohngebiet KMA II wirkt wie eine große Freiluftgalerie, wofür man eigentlich Eintritt verlangen könnte. Überall begegnet man beeindruckenden Kunstwerken: Walter Womackas »Bauchbinde« am Haus des Lehrers, Waldemar Grzimeks Strukturwände am INTERNATIONAL, das farbenfrohe Mosaik »Aus dem Leben der Völker der Sowjetunion« am CAFE MOSKAU oder der »Schwebende Ring« von Fritz Kühn am Strausberger Platz – dem östlichen Abschluss des Gebiets. Die DDR beauftragte für dieses Gebiet namhafte Künstlerinnen und Künstler sowohl für große als auch kleine Kunstwerke.

Die Wurzeln von »Kunst am Bau«

Doch warum konzentriert sich hier so viel Kunst? Schon bei der Planung des sozialistischen Wohnkomplexes KMA II spielte das Konzept »Kunst am Bau« eine zentrale Rolle. Dabei handelt es sich um staatliche Auftragskunst, die in Verbindung mit öffentlichen Bauprojekten entsteht. Diese Idee ist jedoch keine Erfindung der DDR. Bereits 1928 führte der Freistaat Preußen eine erste Verordnung ein, die den Einsatz von Kunst bei staatlichen Hochbauten regelte. Das nationalsozialistische Regime entdeckte dann die Kunst als Mittel der Propaganda: 1934 ordnete Joseph Goebbels an, dass nunmehr für das gesamte Reichsgebiet ein bestimmter Anteil der Baukosten für staatliche Hochbauten für Kunstprojekte ausgegeben werden musste.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hielten beide deutsche Staaten an dieser Förderung fest. Der Bundestag beschloss 1950, mindestens

ein Prozent der Bausumme für Kunstprojekte bei Bundesbauten einzusetzen. Seit 1975 erfolgte die Vergabe bedeutender Vorhaben durch Wettbewerbe. Übrigens liegt der Anteil heutzutage zwischen 0,5 und 1,5 Prozent, je nach Größe des Bauvolumens. Einen vertiefenden Überblick bietet der Leitfaden des Bundesbauministeriums.¹

Auch auf Landesebene existieren verbindliche Vorgaben. So flossen 1979 in West-Berlin entsprechende Bestimmungen in die Verwaltungsvorschriften ein. Dabei wurden sogar Kunstprojekte im Stadtraum wie Grünflächen oder Plätze berücksichtigt. Der Berliner Leitfaden² erklärt detailliert, wie solche Projekte umgesetzt und betreut werden, aber auch die Zuständigkeiten bei der anschließenden Pflege und Sicherung der Kunstwerke. Diese Regelungen gelten übrigens auch für die Bezirke.

Kunstförderung in der DDR: Eine Frage des Plans

In der DDR begann die Förderung von Kunst im öffentlichen Raum ebenfalls 1950 mit der Kulturverordnung und 1952 mit der »Anordnung über die künstlerische Ausgestaltung von Verwaltungsbauten«. Auf dieser Grundlage wurde geregelt, dass 1 bis 2 Prozent der Investitionskosten von Verwaltungs-, Kultur- und Sozialbauten für die Kunstförderung zu verwenden sind. Ein wichtiger Schritt folgte 1959: Der Beschluss, auch Wohnungsbauprojekte mit

jeweils 0,2 Prozent der Investitionskosten in die Kunstförderung einzubeziehen. Dies hatte weitreichende Folgen für den damals gerade entstehenden Wohnkomplex zwischen Strausberger und Alexanderplatz. Künstlerinnen und Künstler schufen hier nicht nur mit Bauwerken verbundene Werke wie Wandreliefs, sondern auch freie Kunst wie Gemälde und Plastiken. Staatliche Auftragskommissionen, unterstützt von Künstlerverbänden und Akademien, kümmerten sich um die Vergabe der Projekte. Eine Zäsur bildete 1959 der sogenannte »Bitterfelder Weg«. Benannt wurde dieser nach einer Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlags in Bitterfeld. Ziel war es, der arbeitenden Bevölkerung den Zugang zu Kunst und Kultur zu erleichtern. Dabei blieb vielen der Aufruf von Walter Ulbricht in Erinnerung: »Greif zur Feder Kumpel!« Im Ergebnis dieser Kampagne wurden die Auswahlgremien in »Beiräte für Bildende Kunst« umbenannt, aber vor allem mit werktätigen Laien besetzt. Ministerien, Bezirke, Kreise, Verbände, Betriebe und Institutionen konnten Vorschläge unterbreiten. Auf dieser Grundlage luden dann die Beiräte Kunstschaffende zu Wettbewerben ein. Diese wurden zunächst von den Büros der Chefarchitekten, später von Büros für architekturbezogene Kunst organisiert.

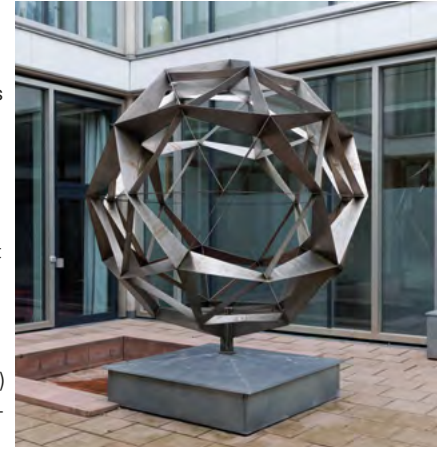
Das Resultat dieser Epoche prägt das Wohngebiet bis heute: Viele Werke erzählen von einer vergangenen Gesellschaft und werden heute oft für ihre Ästhetik geschätzt – unabhängig von ihrer ursprünglichen ideologischen Bedeutung. *Thomas Drechsler*

Literaturtip: Dr. Claudia Büttner: Geschichte der Kunst am Bau in Deutschland

1 www.fib-bund.de/Inhalt/Leitfaden/KunstamBau/
2 www.berlin.de/-/kunst-im-stadtraum-und-kunst-am-bau/kunst-am-bau/artikel.86173.php



1. Reihe, v.l.n.r.:
Mosaik »Unser Leben«, Walter Womacka (Ausschnitt), Haus des Lehrers
Brunnen »Kristalline Kugel«, Fritz Kühn, CAFE MOSKAU



2. Reihe, v.l.n.r.:
»Pfauenbrunnen«, Margit Schötschel-Gabriel, Holzmarktstraße
»Märchenfiguren«, Eva & Fritz Schulz, Neue Blumenstraße (Café Lotus)
Mosaik, Charlotte-Pfeffer-Schule



3. Reihe, v.l.n.r.:
Brunnen »Schwebender Ring«, Fritz Kühn, Strausberger Platz
Strukturwand, Heinz Adler & Friedrich Kracht, Schillingstraße



4. Reihe: v.l.n.r.:
Plastik »Freundinnen«, Werner Stötzer, Charlotte Pfeffer-Schule
»Aus dem Leben der Völker der Sowjetunion« (Ausschnitt), Bert Heller, CAFE MOSKAU



» Rückblickend bin ich immer noch beeindruckt, dass wir in Berlin jedes Jahr 10.000 Neubauwohnungen fertiggestellt haben. Es verstand sich damals von selbst, die Kunst am Bau von Anfang an mitzudenken. Meine Arbeit im Büro für Städtebau hat mir viel Freude bereitet. Wir hatten die Mittel für die Kunst am Bau gerade in neuen Wohnkomplexen oft gebündelt, sodass die Kunstwerke an den Gebäuden und im Freiraum ihre Wirkung entfalten konnten. Zwar wurden die Themen vorgegeben, die Künstlerinnen und Künstler waren jedoch weitestgehend frei bei der Umsetzung und bei der Materialwahl.«
Algisa Peschel, Stadtplanerin beim Magistrat, später Senatsbauverwaltung von 1969–1999



Das Ambulatorium

Betritt man das zweistöckige Gebäude, weht einem immer noch der Geruch von Medizin entgegen, obwohl inzwischen auch Büros und der Nachbarschaftsrat KMA II e. V. hier Mieter sind. An einigen Details ist zu spüren: Hier wurde Zeitgeschichte konserviert. Doch das Gebäude hinter dem CAFE MOSKAU steht »erst« 62 Jahre. Was befand sich vorher auf diesem Grundstück? Ein Blick in die Bauakten und Archive des Landes Berlin offenbart eine bewegte Geschichte: Unter der Adresse Schillingstraße 12 findet man in alten Adressbüchern sehr verschiedene Einträge. Einer stammt bereits aus dem Jahr 1852. Damals öffnete hier die erste öffentliche Berliner Wäsche- und Bäderanstalt (KMA 11). Nach wenigen Jahrzehnten wurde diese geschlossen und im Nachgang eine Stichstraße angelegt. Das neue Wohn- und Geschäftshaus erhielt die Adresse Schillingstraße 12/Blankenfeldestraße 15. In diesem Eckhaus wohnten mehrere jüdische Familien. So listete das »jüdische Adreßbuch« von 1932 u. a. den Gastwirt Zucker, die Zigarrenhändlerin Grete Voss oder den Kaufmann Georg Sass auf. Zehn Jahre später bewirtschaftete Anna Rabe das Lokal, und auch die anderen Läden waren offenbar »arisiert«. Das Haus überstand den Krieg, ebenso wie die Schillingstraße 14–16, wo noch 1956 eine Schweißerei ansässig war. Doch rundherum war vieles zerstört und ein neues, sozialistisches Stadtzentrum sollte entstehen.

Für das »Aufbaugelände Stalinallee-West, zwischen Strausberger- und Alexanderplatz« beschloss der Magistrat von Groß-Berlin¹ 1959 einen Bebauungsplan. In dem Wohngebiet waren 4.674 Wohnungen und die dazugehörigen »Folgereinrichtungen« vorgesehen. Doch zunächst musste Baufreiheit geschaffen werden. Das umfasste den Abriss von Altbauten, den Umzug von Bewohnern und die Verlagerung von Betrieben, aber auch die Tiefenenttrümmerung. In den Nachkriegsjahren hatte man die Keller der zerstörten Häuser meistens mit Bauschutt verfüllt. Im Überörtlichen Standortgutachten (Nr. 36/59) wurden für die Schaffung der

Baufreiheit immerhin 45 Mio. DM² kalkuliert. In diesem Zusammenhang »verschwand« auch die Blankenfeldestraße aus dem Straßenkataster und die Fläche wurde wieder überbaut. Dort entstand nun eine der Folgeeinrichtungen, das STADTAMBULATORIUM. Baubeginn war im Juli 1961, Bauübergabe am 7. Dezember 1962. Sogar das Neue Deutschland (ND), die wichtigste Tageszeitung der DDR, berichtete am nächsten Tag darüber. Laut ND lagen die Baukosten bei 800.000 DM. Die Zeitung führte weiter auf, dass eine innere, eine gynäkologische, eine zahnmedizinische sowie eine physiotherapeutische Abteilung für die Behandlung der Patienten bereitstünden.

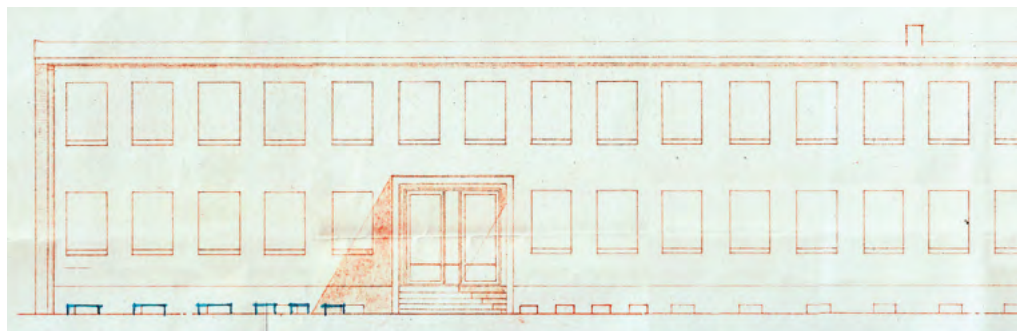
Das in Ziegelbauweise errichtete Ambulatorium verfügte sogar über ein eigenes Labor mit einem EKG-Gerät sowie über einen Gymnastikraum im Kellergeschoss. Zudem befanden sich eine Schwangeren- und Säuglingsvorsorge sowie eine Kinderarztpraxis in einem separaten eingeschossigen Flügel – dort, wo heute Haare geschnitten werden und der »Mitgliedertreff Mitte« der Wohnungsbaugenossenschaft (WG) Solidarität seinen Sitz hat. Die beiden unterkellerten und in einem rechten Winkel zueinander angeordneten Gebäudeteile sind durch einen eingeschossigen Glastrakt miteinander verbunden. Interessant ist die Umsetzung des KMA-II-typischen Farbkonzeptes mit Klinkersteinen an den Giebelwänden. Außerdem erhielten die Wände des Foyers am Haupteingang ein Kleinmosaik bis zur Decke. Großflächige Fenster lassen viel Tageslicht ins Treppenhaus. Treppenpodeste, der Windfang und der Kinderwagenraum sind mit Kunststeinbelag ausgestattet. Auf

der straßenabgewandten Seite war vor dem Gymnastikraum im Souterrain eine Gymnastikwiese vorgesehen. Interessant ist auch, dass die damalige Bauordnung hinsichtlich der einzuhaltenden Abstandsflächen restriktiver war als heute. Obwohl der benachbarte Achtgeschossler 40 m entfernt war, bedurfte es einer sogenannten baurechtlichen Befreiung. Damit konnte der vorgeschriebene Wert unterschritten werden. Aus der Bauakte geht zudem hervor, dass es sich um ein Wiederverwendungsprojekt handelt, das erstmals in Weißensee und dann mehrmals in Berlin umgesetzt wurde. Die DDR-Architekten hatten bereits damals eine Blaupause vorgelegt, die heute in der Diskussion um Typisierung von Bauvorhaben methodisch berücksichtigt werden könnte.

Es lässt sich festhalten, dass das AMBULATORIUM ein wichtiger Baustein für den von der DDR-Stadtplanung angestrebten »sozialistischen Wohnkomplex« war. Nichts sollte dem Zufall überlassen werden, auch nicht die medizinische Versorgung der Bevölkerung. Heute ist das Ambulatorium eines der wenigen Gebäude im Wohngebiet, das im Wesentlichen in seinem ursprünglichen Zustand erhalten ist. Dies ist aber zugleich sein Nachteil, denn es wird den heutigen Anforderungen nicht mehr gerecht. Das beginnt mit dem fehlenden Fahrstuhl und hört bei der schlechten Energiebilanz auf. Deshalb plant die WG Solidarität an dieser Stelle ein neues Gebäude mit Wohnungen und gewerblichen Nutzungen im Erdgeschoss, das sich architektonisch und städtebaulich in das Wohngebiet einfügt. Damit wird auch der Ansatz aus dem Planwerk Innere Stadt (Senatsbeschluss von 2011) umgesetzt und der Bauakte für diese Anschrift ein neues Kapitel hinzugefügt. *Thomas Drechsler*

² Die offizielle Währung der DDR war bis 1964: Deutsche Mark (DM) der Deutschen Notenbank.

¹ Bezirksverwaltung von Ost-Berlin, ab 1977 »Magistrat von Berlin, Hauptstadt der DDR«



Solide ohne Schickimicki



Blick auf den ehemaligen Kindertrakt, der heute den Friseursalon und den Mietertreff beherbergt.



Das Treppenhaus von der Gebäuderückseite. Im Bild rechts die vorgelagerte Therapiewiese. Im Erdgeschoss (links) tagt monatlich der Nachbarratsrat KMA II e. V.



Blick ins Treppenhaus. Im Vordergrund die noch originale Sitzbank vor der Zahnarztpraxis.

Am liebsten hätte sie die »Babette« auf der Karl-Marx-Allee für ihren Salon gemietet, sagt die »Haarschneider«in Doreen Kühl. Die Architektur der 1960er Jahre sei einfach toll. Doch ihren ersten Laden eröffnete die Friseurmeisterin dann in Friedrichsfelde. Eigentlich wollte sie Maskenbildnerin werden. »Und heute kann ich mir gar keinen anderen Beruf vorstellen«, erzählt sie.

Jedenfalls war der Umweg über Lichtenberg nicht verkehrt, denn dort erarbeitete sie sich einen Kundenstamm. Den nahm sie mit, als sie vor 16 Jahren den Blumenladen in der Schillingstraße 2 von der WG Solidarität mietete. Alles musste neu eingerichtet werden. Doch dann kam vor drei Jahren die Kündigung, weil man den Pavillon abreißen wollte. An gleicher Stelle ist ein neues Wohn- und Geschäftshaus geplant – wahrscheinlich wieder mit einem Friseursalon.

Doreen Kühl wollte ihrer Kundschaft treu bleiben, nahm das Angebot der WG Solidarität an und zog also noch einmal um. Allerdings sind die Geschäftsräume in der Schillingstraße 12 nur eine Interimslösung. Denn auch für dieses Gebäude – das Ambulatorium – ist der Abriss geplant. Trotzdem investierte die Vermieterin in die Instandsetzung, sanierte Sanitäranlagen und zog eine neue Decke ein.

Im früheren Kinderwagenraum, der heute zum Wartebereich gehört, hat Doreen Kühl den originalen Kunststeinboden schleifen und eine Kundentoilette einbauen lassen. Zudem wurde alles gestrichen, innen wie außen. Mit ihrem Team pflegt sie den Vorgarten und bepflanzt regelmäßig den Balkonkübel mit bienenfreundlichen Gräsern,

der übrigens noch ein Original ist. Die Haarschneiderin, die ein Faible für Räume hat, ließ Bildtapeten drucken und besorgte neues Interieur, weil nicht mehr alles in den kleineren Laden passte. Der war ursprünglich eine Kinder-Ambulanz und nach der Wende eine Apotheke. »Man merkt dem Gebäude das Alter an, und das finde ich sympathisch. Es hat Charakter, und es funktioniert. Muss ja auch nicht alles perfekt sein. Kleine Mängel findet man überall. Eigentlich ist es jetzt gut so. Perfekt wäre noch eine Außenlaterne auf dem Weg bis zur U-Bahn... «

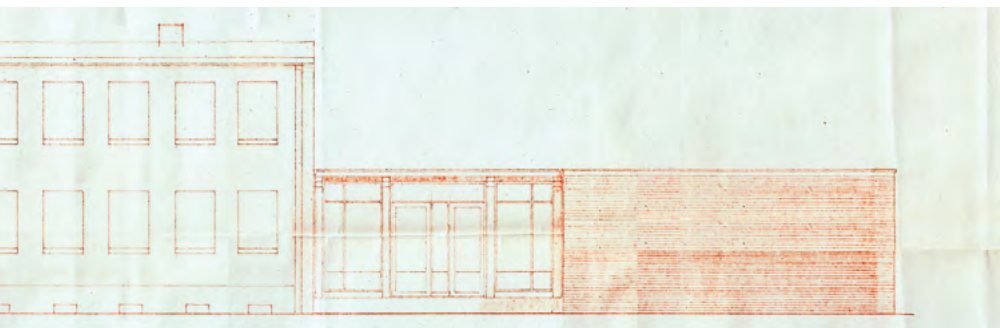
Die 46-Jährige wäre jedenfalls nicht traurig, wenn sich ein »Rück-Umzug« noch hinzieht. Dann hätte sie länger Zeit, etwas anzusparen. »Die Zeiten heute sind nicht einfach: Erst kam Corona, jetzt findest Du keine Fachkräfte mehr und zudem merke ich bei einigen Kunden, ihr Geld reicht gerade so«, begründet die Inhaberin ihre Zurückhaltung.

Nichtsdestotrotz steckt Doreen Kühl voller Empathie für ihre Kundschaft. Sie nimmt Anteil an Freud und Leid, kennt Sorgen und die Familienverhältnisse. Sie hört zu, tröstet und freut sich, wenn sie weiterempfohlen wird. »Was mich jedoch traurig macht: So viele alte Menschen sind allein und bekommen nicht mal zu Weihnachten Besuch.« Umso wichtiger sei es, dass sie, ihre Mitarbeiterinnen sowie die vierbeinigen Ladenhüter (Mila, Pepe und Gismo) für gute Stimmung sorgen. Genauso bleibt es ihr Anspruch, die Kunden ehrlich zu beraten und solides Handwerk abzuliefern. »Kein Schickimicki, sondern gute Schnitte und passende Frisuren!« Wer sich von diesem Berufsethos überzeugen möchte, kann gern einen Termin vereinbaren, aber bitte erst nach dem Fest. »Wir sind (fast) ausgebucht«. Das sollte ein gutes Omen für 2025 sein.

Bianka Gericke

Öffnungszeiten: Di–Fr, 9–19 Uhr, Sa 9–13 Uhr
Tel. 2576 0757

Ansicht des Ambulatoriums aus der Baugenehmigung, 1961. Zu erkennen sind die beiden Gebäudeteile, links der Haupt-, rechts der Kindertrakt, indem sich heute der Friseursalon befindet.



Wohnen mit Ausblick I



Die brasilianische Designerin Hannah Valoura lächelt den trüben Novembertag einfach weg. Der Ausblick von der Ifflandstraße fasziniert sie jeden Tag.

Hannah Valoura ist eine von den Neuen. Im Januar 2022 bezog sie ihre 1½-Zimmer-Wohnung in der Ifflandstraße. Beworben hatte sie sich direkt bei der Wohnungsbaugesellschaft Mitte. Dass es nach langem Anlauf doch geklappt hat, macht sie immer noch froh. »Hier ganz oben zu wohnen, ist ein Glücksfall. Ich schaue auf den Fernsehturm, laufe nur kurz zum Alex und trotzdem ist es ruhig. Im Sommer schlafe ich bei offenem Fenster, höre nur die Vögel und den Wind in den Bäumen.« Ihr helles offenes Studio – das sie oft auch als Home-Office nutzt – ist stilvoll eingerichtet. Um den Tisch stehen Stühle aus DDR-Produktion, solche für die man früher Schlange stand. An den Wänden hängen Zeichnungen und Drucke aus ihrer brasilianischen Heimat sowie aus Städten, die sie besucht hat. Und ein Bauhausplakat. Warum dies? »Ich bin ein Fan und werde in wenigen Wochen endlich Weimar besuchen – und zwar mit meiner Patentante. Sie ist Architektin und inspirierte mich wohl auch, Design zu studieren«, erklärt die 31-Jährige, die in einem Berliner Start-up in der Marketingabteilung arbeitet.

»Alle meine Gäste sind fasziniert von diesem Ausblick auf die zeitlos modernen Häuser. Unsere drei Blöcke fügen sich da gut in

das Gebiet ein. Ihre Architektur verhält sich respektvoll zu den Bauten der 1960er Jahre. Ich finde das sehr gelungen und hätte nicht erwartet, dass es mitten in Berlin ein solches Statement der Moderne gibt. Berlin ist eine Stadt voller Brüche, aber hier fügt sich alles zusammen: der Grünraum und die Architektur.« Im Gespräch kommen wir auf Brasília zu sprechen. Ob Parallelen zwischen dem Gebiet KMA II und der Hauptstadt Brasiliens erkennbar sind? Diese hatten Lúcio Costa und Oscar Niemeyer etwa zur selben Zeit am Reißbrett geplant. Brasílias Zentrum gehört zum UNESCO-Weltkulturerbe und Niemeyer hinterließ auch im Berliner Hansaviertel seine architektonischen Spuren. Erwähnenswert ist auch, dass er mit den Architekten aus Ostberlin im Austausch stand. »Ja, man könnte das vergleichen, aber unsere Hauptstadt ist die Moderne mit einer tropischen Seele«, bringt es Hannah auf den Punkt. »Übrigens: Ich stamme direkt aus Rio de Janeiro, der alten Hauptstadt. Und ja, ich vermisse den Strand und die Wärme – in zweifacher Hinsicht. Die Deutschen wirken oft ein wenig kühl.«

Jedoch habe sie inzwischen viele Freunde in Berlin gefunden und auch mit den Nachbarinnen tausche sie sich aus. »Wir sind

ein sehr gemischtes Haus.« Beim Kennenlernen hat ihr Marte geholfen, ihre kontaktfreudige Hündin. Mit der laufe sie oft durchs Gebiet und wegen ihr komme man eben ins Gespräch.

Was sie vermisse? Gar nicht so viel. »Ich mag Deutschland, Berlin und dieses Quartier, das sicher und leise ist. Man kommt mit dem Rad oder den Öffentlichen eigentlich überall hin«, resümiert die junge Frau. »Aber ja: Ein paar kleine Läden, ein Café, eine Drogerie und eine Schwimmhalle, die wären gut.« Doch dieses kleine Manko könne man angesichts dieses großartigen Ausblicks glatt vergessen, sagt die Gastgeberin mit einem Schmunzeln, öffnet den Balkon und lächelt strahlend in die Kamera.

Bianka Gericke

Wohnen mit Ausblick II

In der Berolinastraße steht der Rohbau für ein neues Wohngebäude der WBM Mitte! Erst im Januar war Grundsteinlegung (KMA-II, Heft 9). Nun hat das Bauprojekt für lesbische Frauen eine weitere Etappe erreicht und der Innenausbau kann beginnen. 2026 sollen die 72 Wohneinheiten bezugsfertig sein. Die meisten sind barrierefrei, und dank der Förderung können viele sozialverträglich vermietet werden. Das hohe Bautempo beeindruckt auch die Nachbarn. »Sogar an Samstagen sind die Leute auf der Baustelle, Hut ab!«, berichtet ein Passant, der täglich hier vorbeiläuft und anfangs skeptisch war. »Gut, dass die Bäume erhalten wurden und gleich Schatten spenden. Jetzt sind wir neugierig, ob das mit dem Café dann auch klappt.«



Der Rohbau des RuT-Wohnprojektes ist fertig.

NEUER RAUM FÜR DIE NACHBARSCHAFT**Das temporäre Vor-Ort-Büro von KoSP am INTERNATIONAL**

Sie können es kostenlos für Veranstaltungen mieten.

Mehr Informationen und Anmeldung unter
Tel.: (030) 33002833
kma@kosp-berlin.de

KONTAKTE

Bezirksamt Mitte von Berlin
Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung
Müllerstraße 146, 13353 Berlin

Zuständig für das Fördergebiet:
André Zschaler, Tel. (030) 9018 45793
andre.zschaler@ba-mitte.berlin.de

Aine Ryan, Tel. (030) 9018 45750
aine.ryan@ba-mitte.berlin.de

Elmina Lukavac, Tel. (030) 9018 45855
elmina.lukavac@ba-mitte.berlin.de

Zuständig für private Bauvorhaben:
Steffen Klette, Tel. (030) 9018 45779
steffen.klette@ba-mitte.berlin.de

Prozesssteuerung und Gebietsentwicklung
Koordinationsbüro für Stadtentwicklung und Projektmanagement (KoSP GmbH), Fehrbelliner Straße 50, 10119 Berlin, kma@kosp-berlin.de, www.kma-mitte.de

Sprechstunde im Vor-Ort-Büro, Karl-Marx-Allee 33:
jeden Donnerstag, 15–18 Uhr

Kontaktpersonen:
Ada Partsch, Tel. (030) 3300 2852
partsch@kosp-berlin.de

Henrik Uhlenbrock, Tel. (030) 3300 2847
uhlenbrock@kosp-berlin.de

Kamila Juruć, Tel. (030) 3300 2833
juruc@kosp-berlin.de

Carolin Schmidt, Tel. (030) 3300 2851
schmidt@kosp-berlin.de

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen
Mari Pape, SenStadt IV C 38 (V)
Württembergische Straße 6, 10707 Berlin

Nachbarschaftsrat KMA II e. V.
info@nachbarschaftsrat-kma.de
Treffen: letzter Dienstag des Monats 18.30 Uhr,
KMA II-Treff, Schillingstraße 12, EG, Raum 11

IMPRESSUM

Herausgeber: Bezirksamt Mitte von Berlin
Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung
Müllerstraße 146, 13353 Berlin
KMA II erscheint kostenlos, viermal pro Jahr

V.i.s.d.P.: Dipl.-Journ. Bianka Gericke,
Tel. (030) 4208 6814, redaktion@karl-marx-allee.berlin
Gubener Straße 9, 10243 Berlin

Redaktionelle Mitarbeit: Thomas Drechsler,
Regina Friedrich, Julia Graber

Gestaltung: Kareen Armbruster (Grafik, Schlusskorrektur),
Bianka Gericke (Layout, Karten, Diagramme, Fotos),
Heidi Scherm (Fotos)

Vertrieb: Torsten Hochmuth; W. Müßig

Druck: LaserLine Berlin-Mitte; gedruckt auf
100 % Recycling-Papier, Auflage 6.500

Redaktionsschluss Ausgabe 13: 28. Februar 2025



Ausstellung »Stadtgesichter«
Kunstverein Studio Otto Nagel
bis 15.1.25, Mo–Fr, Foyer, Rathaus Mitte, KMA 31

»DIE ALLEE« Film & Fotoausstellung
Alle Vorstellungen unter: www.alleefilm.de
Ausstellung »Als der Osten noch was zu lachen hatte«, Fotopioniere
Mo–Sa, 11–18 Uhr, Karl-Marx-Allee 87

Machet die Tore weit«
Weihnachtliche Blasmusik zum Advent
So, 15.12. und 22.12., 16 Uhr, Ephraim-Palais

Die Weihnachtsgeschichte von Charles Dickens
Szenische Lesung
21.–26.12. (außer 24.12.), 15 + 20 Uhr, Karl-Marx-Allee 133, Theater am Frankfurter Tor

Brunch in der Weihnachtszeit bei Pauline
Zusammen frühstücken und plaudern (S. 3)
27.12., 10.30 Uhr, Pauline-Staegemann-Straße 6

Theater-Marathon am Silvester-Abend: 31.12.24
z.B. »Dinner for one« und »Was soll das ganze Theater?«, Beginn 14, 17, 20.30 und 23 Uhr
Karl-Marx-Allee 133, Theater Frankfurter Tor

Theater: »Nach Mitternacht«
nach dem Exilroman von Irmgard Keun: 48 Stunden im Jahr 1936, Alltag in der Naziherrschaft
Sa/So, 4.1.+5.1. sowie 11.+12.1., 15 + 20 Uhr,
Karl-Marx-Allee 133, Theater am Frankfurter Tor

ARCHITEKTUR GALERIE BERLIN
Di–Fr. 14–19 Uhr, Sa. 12–18 Uhr
Ausstellung, Karl-Marx-Allee 96

»An den Rändern taumelt das Glück«
Die späte DDR in der Fotografie; Auswahl aus über 360 Bildern, bis 15.2.25, Do+Sa, 15–19 Uhr,
Auerbacher Ring 41, 12619 Berlin (Eingang Kastanienboulevard, neben Lebenshilfe e. V.)

Ausstellung Hin und weg.
Der Palast der Republik ist Gegenwart
Geschichte und Gegenwart des Palastes
bis 16.2.25, Mo–So, 10–18 Uhr, Humboldt Forum

Das offene Depot im Werkbundarchiv
15.000 Objekte, die im 20. Jh. bis zur Gegenwart erfunden und entworfen wurden
Do–Mo, 12–19 Uhr, Leipziger Straße 54

Neue Ausstellung: Stefanie Heinze
»Your Mouth Comes Second« ist die erste Einzelausstellung der in New York lebenden Künstlerin.
bis 16.3.25, Di–Sa, 11–18 Uhr, Galerie Capitain Petzel, Karl-Marx-Allee 45

Im Brennpunkt deutscher Geschichte
Multimediale Präsentation über das Gebäude der Akademie der Künste
bis 2.3.25, täglich 10–20 Uhr, Pariser Platz 4

Ausstellung: Was ist Aufklärung?
Fragen an das 18. Jahrhundert: Widersprüche und Ambivalenzen einer Epoche
bis 6.4.25, täglich 10–18 Uhr (außer 24.12.), Deutsches Historisches Museum, Pei-Bau

Stammtisch mit der Nachbarschaft: Themen rund um das Haus der Statistik
Mo, 3.2., 18–19.30 Uhr, KARLA, Karl-Marx-Allee 1
Mi, 9.4., 18 Uhr: **Öffentliche Präsentation der Wettbewerbsbeiträge zum Rathaus der Zukunft:**
Ort wird noch bekannt gegeben

Geschichte der Karl-Marx-Allee
Café Sibylle, Ausstellung I. und II. Bauabschnitt
Mi–So, 10–18 Uhr, Karl-Marx-Allee 72

Alle Ausgaben von KMA II gibt es online
unter: www.karl-marx-allee.berlin



Die Intendantin und der Maler



In der Ausstellung »Templin in Templin«: Der Maler und die Intendantin, sein Modell (2004)

Kennengelernt habe ich Gisela Templin, als sie im Frühjahr vor ihrem Haus den Müll aus dem Vorgarten pickte. »So etwas ärgert mich, da kann ich nicht tatenlos zusehen.« Das machte mich neugierig, ist ja schließlich nicht alltäglich. Es hat dann noch etwa gedauert bis zu unserem Gespräch. Eine Stunde hatte ich eingeplant, es wurden dann zwei, denn Gisela Templin hatte viel zu erzählen.

Ihr Mann, der Maler und Grafiker Hans-Gerhard Templin, wurde 1936 in Berlin geboren und lebte die ersten Jahre in der Neuen Königsstraße 5, heute Otto-Braun-Straße. Er erinnerte sich an Einkäufe im Kolonialwarenladen mit seiner Mutter, an den Alexanderplatz, die S- und U-Bahnhöfe, aber auch an die ersten Bombennächte. Die Familie zog dann nach Posen, musste flüchten und kam zurück nach Wittenberg. Nach Schlosserlehre, Abi an der ABF Freiberg, Eintritt in die SED folgten ein Kunsterziehungsstudium in Berlin, ein Studium der Malerei in Dresden und der Austritt aus der SED. Danach war er freischaffend, malte, machte Theaterausstattungen und schuf Wandbilder für »Kunst am Bau«, z.B. »Kosmos« für den Speisesaal im VEB Waggonbau Dessau. 1963 trat Gisela in sein Leben. Nach einer Bulgarienreise lernte er die Sprache, arbeitete als Dolmetscher, leitete internationale Pleinairs und stellte seine Werke zwischen Rostock und Dresden aus.

1995 zog das Paar nach Berlin und 1997 in die Wohnung an der Mollstraße. Seine Lebensgeschichte hat er aufgeschrieben in der Künstlerbiografie »Lorbaß«. Im Februar 2024 widmete ihm das Archiv Bildende Kunst Neubrandenburg, wo er von 1977 bis 1990 lebte, eine Ausstellung. »Es war riesenvoll, Leute, die ich 40 Jahre nicht gesehen hatte, haben mich umarmt«, erinnert sie sich bewegt. Ein Teil seiner Werke und der gesamte schriftliche Nachlass, er hat unter anderem 103 Arbeitstagebücher geschrieben, ist dort archiviert. Sie selbst hat noch 44 Tafelbilder und im Zeichenschrank 600 Arbeiten auf Papier, alles sorgsam notiert.

Gisela Templin war immer an seiner Seite. Als gelernte Krankenschwester bewarb sie sich am Theater Wittenberg als Betriebschwester. Stattdessen engagierte man sie vom Fleck weg für die Bühne. Als das Theater eine kleine Spielstätte eröffnete, wurde sie deren Leiterin. »Ich brauchte Hilfe und die Puppenspieler hatten abends immer frei, sie spielten damals nur für Kinder.« So fing sie an, sich mit Puppentheater zu beschäftigen.

Die nächste Station war Neubrandenburg: Die Bezirksstadt investierte viel in Kunst und Kultur und als ihrem Mann dort ein Atelier angeboten wurde, ging Gisela mit. Zusammen mit Freunden gründete sie 1976

das 13. Puppentheater der DDR. »Bedingung für meine Übernahme der Intendanz war, dass Peter Waschinsky künstlerischer Leiter wird. Er arbeitete der deutschen Tradition entsprechend mit Handpuppen und Marionetten, das war damals noch nicht so üblich. Wir eröffneten 1977 mit einem Stück für Kinder und einem für Erwachsene, spielten unter anderem Tschechow, Brecht und Heiner Müller. Bald waren wir international gefragt und gastierten 1987 sogar in China.«

14 Jahre war sie Intendantin, absolvierte nebenbei noch ein Fernstudium in Kulturwissenschaften – dann kam die Wende. Zum Glück suchte das Kulturhistorische Museum Burg Falkenstein eine neue Leiterin. Sie wurde angenommen und zog mit ihrem Mann in den Harz. Hans-Gerhard Templin bekam eine ABM-Stelle. Die ermöglichte es ihm später in Berlin, junge Menschen an der Jugendkunstschule Köpenick zu unterrichten und sie auf ein Kunststudium vorzubereiten. Gisela akquirierte Fördermittel, ließ das Dach der dreiflügeligen Burg neu decken und konnte mit deren gräflichen Erben lange versteckte Kunstschätze bergen. Doch Differenzen mit dem Dienstherrn trieben beide 1995 nach Berlin, zuerst nach Johannisthal und zwei Jahre später in die Mollstraße. Dort fühlten sie sich wohl, gewannen schnell Freunde und schlugen schließlich und endlich Wurzeln. »Es gefällt mir hier, bin schnell am Wasser und im Park, und auch Theater sind in der Nähe. Ich verstehe mich gut mit allen im Haus. Wenn was ist, kann ich immer jemand fragen. Eine Nachbarin hat zum Beispiel den Wikipedia-Eintrag über meinen Mann gemacht. Wir haben auch eine tolle Hausverwaltung, die sich kümmert und von der man jede Hilfe bekommt.«

Sie hat keine Kinder, dafür aber zwei Wahl-Enkel. Einer ist jetzt 28 Jahre, ihn hat sie beim Aufwachsen begleitet, seit er vier Tage alt war. Die Enkelin ist 20. Deren Familie lernte sie per Annonce kennen, sie suchten eine »Nenn-Oma«. Beide Familien haben sie auch unterstützt, als ihr Mann 2022 starb. »Meine Wahl-Enkel, diese Wohnung und die Erinnerungen an meinen Mann sind mein Altersglück.«

Regina Friedrich